

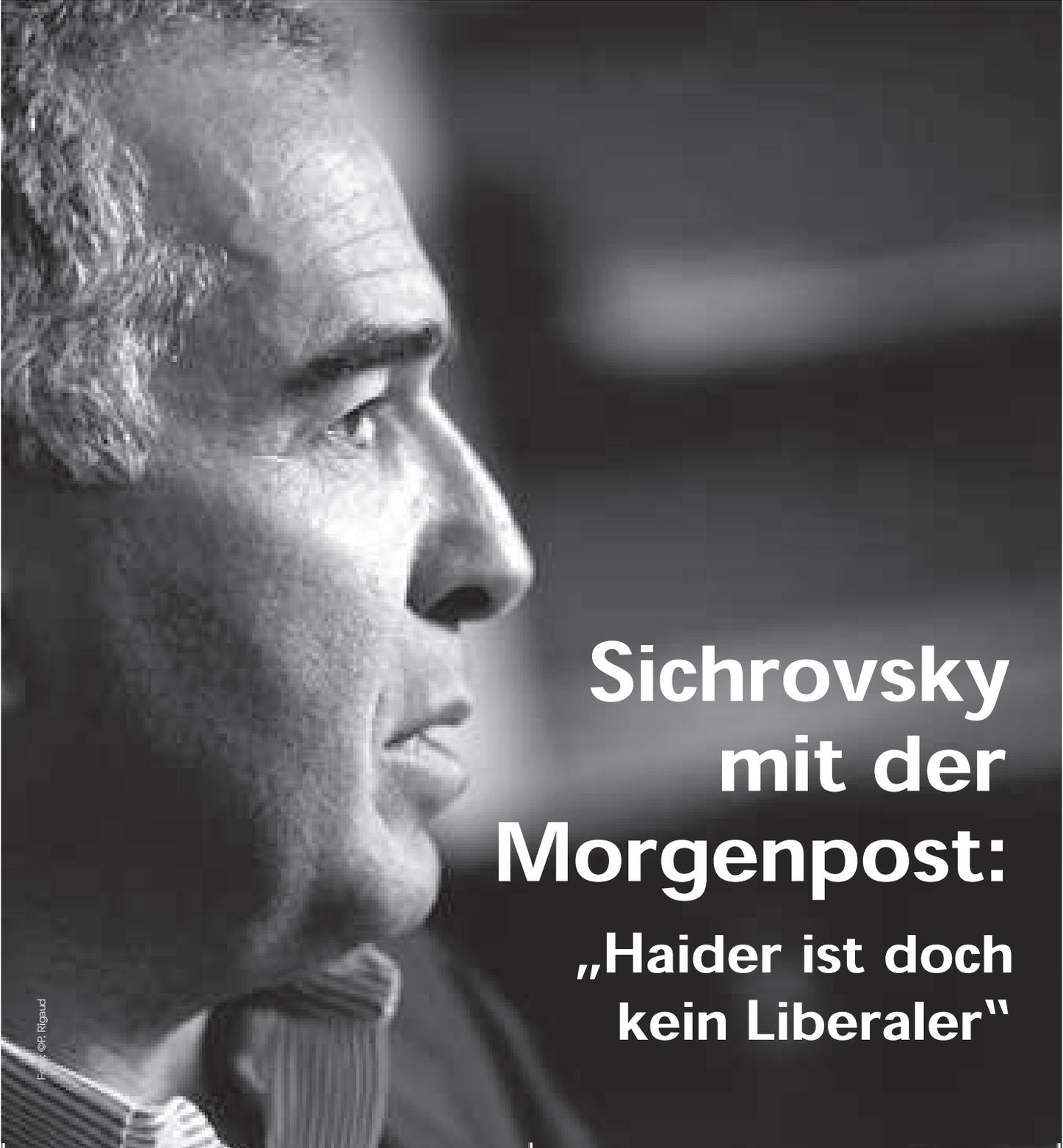
AUSGABE 10 / NOVEMBER 2002 / KISLEV 5763

€ 0,75

WWW.NUNU.AT

nunu

NEWS ÜBER UNS



**Sichrovsky
mit der
Morgenpost:
„Haider ist doch
kein Liberaler“**

INHALT



EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser!

Die Wahlen zum Kultusrat haben wir in unserer letzten Nummer ausführlich beleuchtet. Nun steht nicht nur die IKG-Wahl, sondern auch die Nationalratswahl unmittelbar bevor. Grund genug, Sie noch rechtzeitig mit ein paar essentiellen Informationen zu versorgen. 1.244.087 Österreicher haben bei der letzten Wahl 1999 der FPÖ ihre Stimme gegeben. Und auch wenn Sie, werte Leserin, werter Leser, noch nie in Verlegenheit waren, der Partei, deren Vertreter vor SS-Veteranen auftreten oder zum Handshake mit Diktator Saddam Hussein in den Irak reisen, zu unterstützen: Peter Sichrovsky, bis 1996 Journalist, Buchautor und scheinbar liberal denkender Intellektueller, ist vor sechseinhalb Jahren für die FPÖ ins Europaparlament gezogen. Im NU-Interview gibt er heute zu Protokoll, er sei mit seinen Ideen in der FPÖ „gescheitert“, der FPÖ seien „die führenden Figuren der Liberalität“ abhanden gekommen. Und er gesteht: „Da weiss ich heute, dass ich einen Fehler gemacht habe“.

Der Mann hat recht. Nur: Warum hat er für diese Erkenntnis sechseinhalb Jahre gebraucht? Für NU drängt sich daher das Bild vom Moische mit der Morgenpost auf: Der Moische, der das herausposaunt, was die Spatzen längst von den Dächern pfeifen. Dennoch: Das Gespräch markiert einen Wendepunkt in Sichrovskys politischer Laufbahn, und wirft ein bezeichnendes Licht auf den Zustand der FPÖ.

Weitere Elemente des NU-Wahlangebots: Alexia Wernegger porträtiert den prominenten SPÖ-Quereinsteiger Josef Broukal und der Spezialist für Körpersprache Samy Molcho interpretiert im Interview mit Barbara Toth das Auftreten der Spitzenkandidaten im Wahlkampf.

Zwei besondere Porträts seien Ihnen zuletzt ganz besonders ans Herz gelegt: Helene Maimann beschreibt die Filmerin Elisabeth „Toni“ T. Spira, Werner Hanak porträtiert Martin Vogel.

Viel Vergnügen beim Lesen wünscht

Saskia Schwaiger,
Chefin vom Dienst

Seite 3 NR WAHL 2002 „Geklebte Bewegungen“
Samy Molcho, Spezialist für Körpersprache, analysiert die Spitzenkandidaten im Wahlkampf

Seite 6 POLITIK „Ich bin gescheitert“
Der EP-Abgeordnete Peter Sichrovsky im NU-Interview über die FPÖ nach der Spaltung und Juden in der Politik

Seite 13 HINTERGRUND Der Wende-Mann
Peter Sichrovskys Bruch mit der FPÖ

Seite 14 POLITIK Dajgezzen und Chochmezzzen
Erwin Javor und Peter Menasse im Zwiegespräch über Sichrovsky und seine FPÖ-Karriere

Seite 16 NR WAHL 2002 Broukal bleibt besser
SPÖ-Quereinsteiger Josef Broukal bringt nicht nur ein bekanntes Gesicht, sondern auch ein klares Profil als Antifaschist mit

Seite 20 PORTRAIT „Ich hab Gl ck mit diesem Land“
Helene Maimann über die Filmemacherin Elisabeth „Toni“ T. Spira

Seite 25 PORTRAIT „Fast surrealistisch“
Werner Hanak über den Wiener Martin Vogel

Seite 28 BUCH Schuld der Kirche an der Shoah
Rainer Nowak kritisiert das neue Buch von Daniel Goldhagen

Seite 31 PROJEKT Gelbe Sterne ber dem Heldenplatz
Österreichische Schüler geben Shoah-Opfern ihre Identität zurück

Seite 33 HOMMAGE „Ich liebe Dich nicht“
Anita Ammersfelds musikalische Liebeserklärung an Kurt Weill

Seite 35 MEINUNG Alltagsgeschichten
Erwin Javor über die makabre Friedhofspolitik

Seite 36 MEINUNG Zwei Wahlk(r) mpfe
Martin Engelberg versucht eine Wahlempfehlung

„Das sind geklebte Bewegungen“

| NU sprach mit dem Spezialisten für Körpersprache *Samy Molcho* über die schau-
stellerischen Qualitäten der politischen Spitzenkandidaten, den schmalen Grad zwischen
Authentizität und Künstlichkeit sowie richtige und falsche Gesten im Wahlkampf. |

Von **Barbara Tóth**

NU: Herr Molcho, auf der politischen Bühne herrscht Wahlkampf. Welcher der vier Spitzenkandidaten ist der beste Schauspieler?

Molcho: Derjenige, der authentisch ist. Wer authentisch ist, ist charismatisch. Wenn jemand authentisch ist und es bleibt, wirkt er immer glaubwürdiger als jemand, der versucht, seine Person total zu verändern. Wenn man jemanden in eine Zwangsjacke steckt, versucht, ihm ein vollkommen anderen Profil zu geben, ist er mit Sicherheit verkrampft und verhalten – und damit wirkungslos.

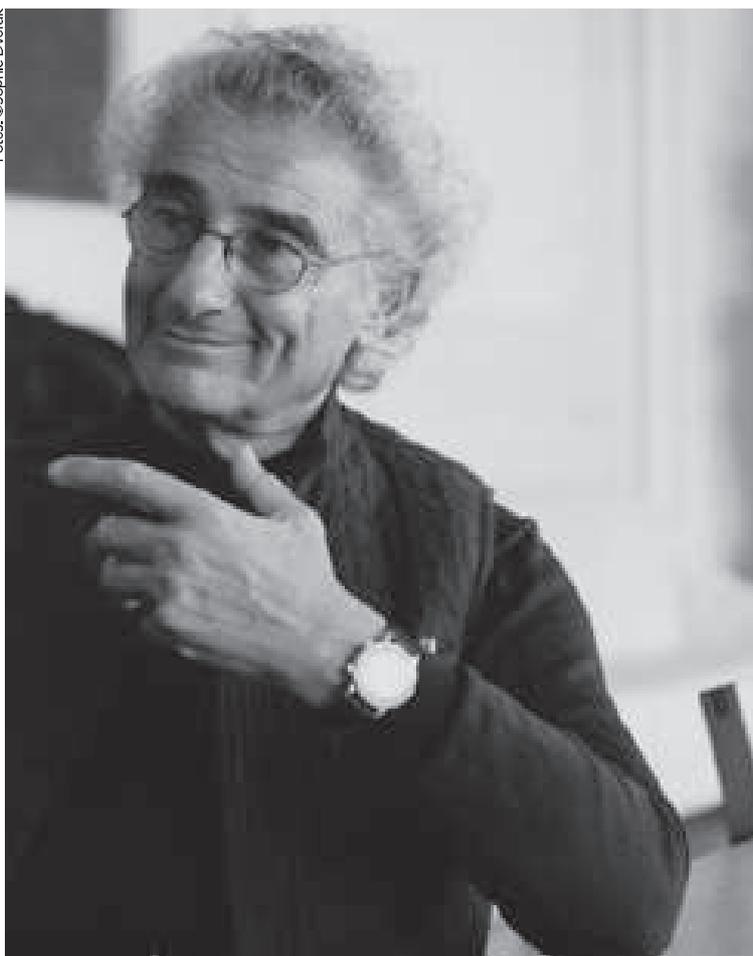
NU: Authentisch – das trifft in vollem Maße wohl am ehesten auf den Parteichef der Grünen, Alexander Van der Bellen, zu.

Molcho: Er ist locker, das stimmt. Er ist ein wenig patriarchalisch, was die Österreicher mögen, aber sanft und sehr klar. Vor allem ist er völlig unverkrampft, wenn er spricht. Er erweckt Vertrauen. Wenn er mit dem Zeigefinger zeigt, ist es nie eine stechende, aggressive Geste, sondern eine weiche, mahnende. Er zeigt eine Richtung auf, aber er ist nicht aggressiv. Seine Hände gehen oft parallel, das zeigt Pragmatismus. Er schützt seine Gedanken von links und rechts wie durch eine Mauer. Dennoch bleiben seine Hände dabei weich und zeigen dadurch Flexibilität. Van der Bellen sitzt oft leicht zurückgelehnt, rutscht ein wenig nach hinten und verschränkt die Arme am Hinterkopf. Das machen wir, wenn uns eine gute Formulierung gelungen ist. Wir sind zufrieden, die abstehenden Ellbogen schützen unseren Kopf und damit unsere bereits fertig gedachten Gedanken. Er ruht in sich.

NU: Ruht SPÖ-Chef Alfred Gusenbauer in sich?

Molcho: Das glaube ich nicht. Er ist noch ein bisschen gehemmt. Vor allem in Situationen, wo er die Verpflichtung hat, seine Rolle vor

Fotos: ©Sophie Dvorák



Molcho: „Van der Bellen ist locker, sanft und klar, Gusenbauer noch ein wenig gehemmt.“

einem großen Publikum zu spielen. In dem Moment ist er verhalten und das ist schade. Neuerdings lächelt er manchmal ein wenig selbstironisch, spielt mit dem eigenen Image. Er schaut dabei manchmal aus wie ein Lausbub, das weckt Sympathien bei Frauen. Gleichzeitig signalisiert das Lächeln Staatsmännisches.

NU: Das ist wohl auch der Grund, warum wir derzeit nur lächelnde Politiker sehen. Läßt sich ein überlegenes Lächeln so einfach antrainieren?



Molcho: Das ist sehr schwer. Ein dauerhaftes Lächeln, das auch während dem Reden bleibt, ohne verkrampft zu wirken, ist sehr schwer zu erlernen. Man muß lächeln und gleichzeitig ausatmen, sonst verkommt das Lächeln zu einer Maske. Der ehemalige SPÖ-Chef Viktor Klima etwa hatte zuletzt nur mehr gelächelt, man konnte nicht mehr differenzieren, was nimmt er ernst, was nicht. Wichtig ist, das Lächeln im richtigen Moment einzusetzen. Das alles ist sehr schwer zu erlernen und bedarf langen Trainings. Das ist wie bei einem Schauspieler. Und was sind Politiker anderes als Schauspieler? Ein Politiker steht vor Publikum. Das ist sein Beruf, zusätzlich zum ideologischen Programm.

NU: Sogar Bundeskanzler Wolfgang Schüssel bemüht sich derzeit um ein freundliches Gesicht.



Molcho: Ja, aber dennoch zeigt sein Gesicht weder Freude noch Traurigkeit. Er mag lächeln, aber zeigt dabei keine Gefühle. Wir können uns an seinem Gesicht nicht orientieren. Er hält eine Maske konsequent vor sein eigentliches Ich, er ist wie eine Figur aus einem venezianischen Karneval. Früher hatte er die Masche. Sie war da, ob es nun passte oder

nicht. Sie war sein Schutz. Heute bleibt im nur noch sein Gesicht, die schmalen Lippen. Es lässt viele Fragen offen: Wo ist er involviert, wo nicht? Was berührt ihn, was nicht? Wie wird er reagieren? Was sind seine Absichten?

NU: Auch FPÖ-Obmann Mathias Reichhold(*) lächelt unentwegt, seine Gegner belächeln ihn aber längst als österreichische Ausgabe des Antihelden „Forrest Gump“. Zurecht?

Molcho: Alles an ihm ist Milde. Er hat keine Dynamik, zeigt keine Zähne. Er steht in der Mitte wie ein lieber Bauer. Mich erinnert er an den ehemaligen US-Präsidenten Jimmy Carter. Auch er wurde nach schweren Skandalen an die Spitze gewählt, er hielt sich, wie wir wissen, nicht lange.

NU: Gibt es Gesten, die Menschen universell ansprechen und gewissermaßen ein sicheres Ticket für politischen Sympathiegewinn sind?

Molcho: Viele Bewegungen sind universell, weil Menschen das gleiche biologische Programm haben. Dann gibt es codierte Bewegungen, die sich von Kultur zu Kultur unterscheiden. Im deutschsprachigen Raum muss man sich beispielsweise in die Augen schauen, Afrikaner schauen Respektpersonen nie an, ein Japaner tut es nur, wenn er ein Samurei ist. Die optimale Kraft in meinem Körper habe ich, wenn ich mich gerade halte. Dann ist mein Kopf gerade, mein Brustkorb stark. Das bedeutet: Konfrontation, Kampfbereitschaft. In dem Moment, wo ich Luft aus meinem Brustkorb lasse, ändert sich die Stimmung. Ich sacke zusammen, mein Kopf neigt sich.

NU: Wie zeigt man Überlegenheit?

Molcho: Überlegen ist, wer Ruhe behält. Schwach ist, wer sich verkrampft. Im Western kommen fünf Bösewichte, der Held isst ruhig seine Bohnensuppe weiter. Politiker schauen den Gegner nicht an, wenn er sie attackiert. Lieber blättern sie in den Unterlagen, zupfen an ihrem Sakko. Wer seinen Gegner anschaut, läuft Gefahr, unterbewusst zu nicken – und damit Einverständnis zu signalisieren.

NU: Was ist der größte Fehler, den ein Politiker in seinen Gesten machen kann?

Molcho: Sich zumachen und sich rechtfertigen.

(*) Das Interview fand vor dem Rücktritt Reichholds als Parteiobmann statt.

Sich wie ein Block bewegen, die Brust und die Schulterpartie „stauen“. Hände in den Schoß legen. Sich schuldig fühlen. Die Hände zu schnell zurückziehen – das zeigt Unsicherheit. Handbewegungen sollen grundsätzlich zwischen Gürtel und Augenlinie stattfinden. Fallen die Hände aus, fehlt ein Element. Thomas Klestil etwa behält beim Sprechen seine Oberarme eng am Körper. Damit signalisiert er: Ich gehe kein großes Risiko ein. Gleichzeitig benutzt er sehr oft die linke Hand, manchmal fährt sie ihm regelrecht aus. Die linke Seite ist die Gefühlsseite, das heißt, er kann seine Gefühle weit von sich weisen.

NU: Ist ein Politiker automatisch schwach, wenn er Gefühle zeigt?

Molcho: Nein. Frauen reagieren sehr positiv auf Politiker, die Gefühle zeigen. Wenn Männer Gefühle zugeben, Rührungen zeigen und gleichzeitig klar bleiben, wirkt das auf jeden Fall. Anteilnahme zeigen und gleichzeitig eine politische Antwort haben – als Geste darf dann der Zeigefinger auch wieder auftauchen.

NU: Politiker lassen sich im Wahlkampf im Schnellsiedeverfahren Gesten antrainieren. Kann man Menschen so schnell ummodellern?

Molcho: Unmöglich. Das ist wie der Unterschied zwischen einem lebendigen Bild und einer Fotomontage. Dann sieht man geklebte Bewegungen. Fred Sinowatz zum Beispiel: ein hervorragender Politiker, aber niemand, der mit erhobener Faust spricht. Das haben ihm seine Berater antrainiert. Das war nicht authentisch. Entscheidend ist auch, was ich aus Fehlern mache. Wer einen Fehler zugibt, kann daraus eine Stärke machen. Gusenbauer etwa hat eingestanden, dass er sich nicht als politisches Model eignet. Das war klug.

NU: Sie arbeiten mit Schauspielern, würden Sie auch Politiker beraten?

Molcho: Eine äußere Veränderung ohne innere Veränderung geht nicht. Der Körper ist der Handschuh der Seele. Wenn ein Politiker seine Körpersprache verändern will, steht für mich an erster Stelle seine Weltanschauung. Kann er sie verändern? Will er sie nur wegen der Wahl verändern? Dann ist das nicht viel mehr als eine schlechte Inszenierung. Dazu bin ich zu sehr Künstler, um das zu akzeptieren. ■



Molcho: „Gusenbauer schaut manchmal aus wie ein Lausbub, das weckt Sympathien bei den Frauen“.



„Überlegen ist, wer Ruhe behält. Schwach ist, wer sich verkrampft“.



„Van der Bellen ist ein wenig patriarchalisch, was die Österreicher mögen, aber sanft und sehr klar“.

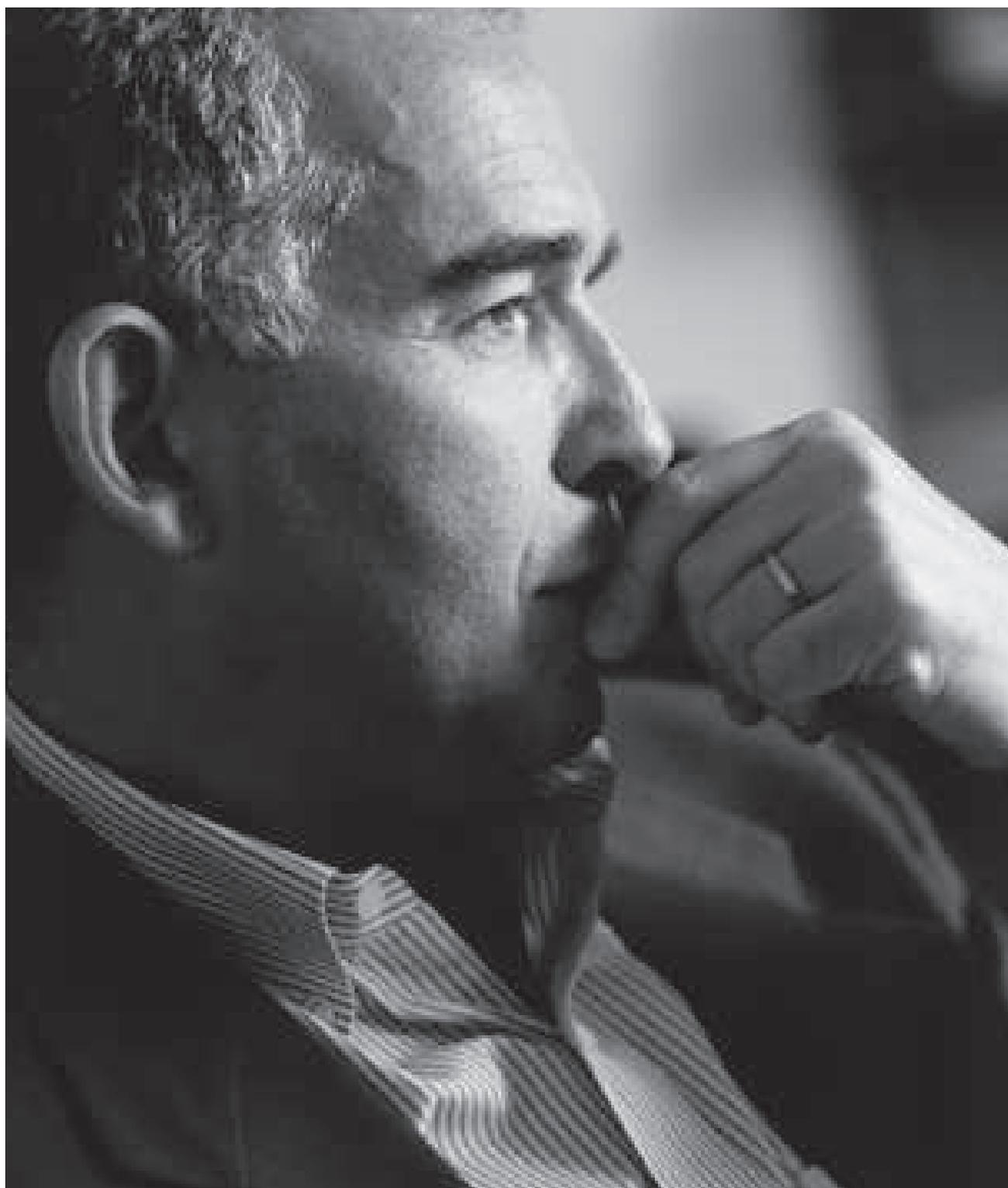


„An Reichold ist alles milde. Er hat keine Dynamik, zeigt keine Zähne. Er steht in der Mitte wie ein lieber Bauer“.

„Ich bin gescheitert“

| Der EU-Abgeordnete Peter Sichrovsky über das Wegbrechen des „liberalen Flügels“ der FPÖ, die „dramatische Veränderung“ Jörg Haiders und das Fehlen von Juden in der österreichischen Politik. |

Von Peter Menasse und Petra Stuiber



Fotos: © P. Ritzgaud

NU: Herr Sichrovsky, Sie haben Ihre Partei-funktionen nach dem Rücktritt Riess-Passers zurückgelegt – was war der Grund?

Sichrovsky: Ich habe in dieser Partei aus enger Verbundenheit mit der Person Riess-Passers gearbeitet. Sie war die treibende Kraft, ein liberales Segment in Österreich für die FPÖ zu gewinnen. Das Ziel war die Beendigung der sozialdemokratischen Kanzlerschaft mit Hilfe des liberalen Lagers in und außerhalb der Partei. Damals wurden auch andere Persönlichkeiten angesprochen: Professor Hager vom OGH, der ORF-Journalist Kronberger, der Sportlehrer Franz Linser. Zu unser aller Erstaußen hat damals der Rest – die Basis der Partei – diese Erweiterung zur Mitte hin akzeptiert.

NU: Nach außen hat Ihr Engagement anders gewirkt – als sei es Jörg Haider gewesen, der Sie umworben hat. Er hat Sie ja als Erster in der FPÖ auch anerkennend als „kritischen Zeitgeist“ bezeichnet, mit dem er seit vielen Jahren in freundschaftlichem Kontakt gestanden sei...

Sichrovsky: Über die Sache mit der angeblichen Freundschaft habe ich mich immer – auch in Interviews – lustig gemacht. Wenn mich Leute fragten, ob ich mit Haider befreundet sei, sagte ich: „Bergsteigen geht er mit jemand anderem.“ Begonnen hat alles 89/90, als ich einen Brief an Jörg Haider schrieb. Darin meinte ich, es sei tragisch, dass die politische Situation in Österreich nur durch eine neue, dritte Partei verändert werden könnte, die FPÖ aber leider für liberale Leute wie mich nicht wählbar sei, wegen ihrer rechtsextremen Ausritte. Wir trafen uns dann und er sagte mir, sein Ziel sei es, die Partei aus diesem Eck heraus zu holen. Wir haben uns danach regelmäßig einmal im Jahr getroffen – da war immer schon Riess-Passer dabei. Ich nehme an, es ging vor allem von ihr aus, den Kontakt zu mir aufrecht zu halten. Ich glaube heute, dass die Idee von ihr kam und Haider seine Zustimmung gab.

NU: Und jetzt, da Riess-Passer weg ist, hat sich auch Ihre Mitgliedschaft erübrigt?

Sichrovsky: Nein, man kann das nicht an einer Person festmachen, das ist ja kein Familienunternehmen. Man muss sich im Detail ansehen, wie sich die FPÖ Mitte der 90er-Jahre positiv

entwickelt und nun, in den vergangenen ein- einhalb Jahren, wieder zurück verändert hat. In der zweiten Hälfte der 90er-Jahre gab es eine interessante Wandlung – auch bei Jörg Haider. Versuche von mir und anderen, ihm zu erklären, dass ein notwendiger Prozess in Richtung Regierungsfähigkeit darin liege, dass einerseits Leute aus der Partei entfernt werden müssten, die in den Rahmen der Demokratie nicht hineinpassten, und er andererseits selbst einen Schlussstrich unter seine politische Vergangenheit ziehen müsste, sind durchaus auf fruchtbaren Boden gefallen.

NU: Wie passen Auftritte wie in Krumpendorf vor SS-Veteranen in dieses Bild?

Sichrovsky: Erstens war das vor meinem Eintritt 1996, zweitens habe ich mir das genau angesehen. Haider hat eine Ansprache vor 200 Leuten gehalten, von denen einige einmal bei der SS – und als solche auch nicht erkennbar – waren. Zwar haben klare Worte gegenüber der Vergangenheit gefehlt. Aber er hat die Leute nicht persönlich als Ex-SS-Mitglieder angesprochen und ihnen gesagt: „Ihr könnt stolz auf Eure Vergangenheit sein“. Ich bin da sehr empfindlich, wenn es um die österreichische Nachkriegspolitik geht. Hier gibt es eine gemeinsame Verantwortung aller Parteien. Genau diese Angriffe gegen Haider waren immer ein Befreiungsschlag für SPÖ und ÖVP. Keiner redet heute mehr über die Aussagen von Mock über die „Ostküste der USA“ oder über die Waldheim-Affäre – beides schwere Rückschläge in der Aufarbeitungsgeschichte. Keiner redet mehr über die Wiedergutmachungs-Verweigerung der Sozialdemokraten, keiner redet mehr über einen SPÖ-Altlandeshauptmann Leopold Wagner, der gesagt hat, dass er stolz war, dass er bei der HJ war. Das ist plötzlich alles vergessen, weil in dieser fatalen österreichischen Unschuldsperversion alle Anschuldigungen immer nur auf die FPÖ konzentriert wurden.

NU: In SPÖ und ÖVP gab es so etwas wie eine selbst auferlegte Hygiene, bestimmte Tabus nicht zu brechen. Haider hat die Tabus immer gebrochen.

Sichrovsky: Ja, da ist ein Unterschied, das

„Ich weiß heute, dass ich einen Fehler gemacht habe. Heute glaube ich wirklich, es ist besser für Juden in Österreich, sich zurückzuhalten.“



stimmt. Aber dieser Unterschied ist nicht so groß und mir auch nicht wichtig genug, um die einen von ihrer Schuld freizusprechen und den anderen zu verdammen. Denken Sie an Kreisky, den ich sehr verehrt habe: Er hat ein Kabinett mit lauter Ex-Nazis zusammengestellt, das ist nicht zu entschuldigen – ob er nun jüdisch war oder nicht. Seine Argumentation fand ich freilich immer interessant: dass nämlich die Integration dieser Leute mehr bringt als ihre Ausgrenzung. Das war Kreiskys Strategie.

NU: Wo liegt dann heute der Unterschied für Sie zwischen der FPÖ und den anderen Parteien?

Sichrovsky: Hauptsächlich in der Zuwanderungs-, Integrations- und Minderheitenpolitik. Da gibt es eine Radikalität, wie sie typisch ist für europäische Rechtsparteien. Seit neuestem allerdings auch in der Interpretation historischer Realitäten.

NU: Sie haben also den Schluss gezogen, Sie engagieren sich für die FPÖ, weil sie nicht anders sei in Sachen Vergangenheitsbewältigung als alle anderen Parteien auch. Sie hätten auch den Schluss ziehen können, sich überhaupt fernzuhalten von allem Politischen. Warum haben Sie das nicht getan?

Sichrovsky: Das ist eine völlig berechtigte Frage. Fern gehalten habe ich mich ja ohnehin die meiste Zeit meines Lebens. Ich war ja zumeist im Ausland. Es gab nur zwei Möglichkeiten: Entweder ich engagiere mich oder ich halte mich fern von der Politik, wie es die mei-

sten Juden in Österreich tun – es gibt kaum Juden im österreichischen Parlament und sie hätten wohl auch politisch wenig Chancen. Da weiß ich heute, dass ich einen Fehler gemacht habe. Heute glaube ich wirklich, es ist besser für Juden in Österreich, sich zurück zu halten. Auch, weil die Entwicklung in Österreich offenbar noch nicht so weit ist, dass wir anerkannte Partner mit einer anderen Religion sind. Die Juden bleiben hierzulande immer die Juden, egal, was sie tun. Entweder man nimmt uns in der Politik, weil wir Juden sind, oder man nimmt uns nicht, weil wir Juden sind. Man kommt aus diesem Eck nicht heraus. 1996 habe ich mir freilich gedacht, warum soll man es nicht einmal versuchen.

NU: Glauben Sie, dass Haider Sie in der FPÖ haben wollte, weil Sie Jude sind?

Sichrovsky: Das war mir eigentlich egal. Das war mir immer egal. Ich glaube, dass zwei Komponenten für ihn gleich wichtig waren: Das eine war mein Judentum, aber das andere war der gesamte kulturelle Bereich, wo die FPÖ ja ein Riesen-Defizit hatte. Meine Eigenständigkeit, meine totale Außenseiterrolle in der FPÖ war ja zum Teil durch mein künstlerisches Image begründet – aber gleichzeitig überlagert durch den Juden, dem man ohnehin misstraute. Denn wie wir alle wissen, haben wir Juden ja sowieso immer ein Verräter-Image.

NU: Viele Kommentatoren meinen, mit der Wahl Reichholds sei es gelungen, einen Ausgleich zu schaffen zwischen den Knittelfelder

Putschisten und dem liberalen Flügel der FPÖ. Sehen Sie das auch so?

Sichrovsky: Nein, das ist sicher so nicht. Weil die führenden Figuren der Liberalität nicht mehr dabei sind. Peter Westenthaler war ein klassischer Vertreter des konservativ-liberalen Lagers. Er hat nie eine falsche Bemerkung über das dritte Reich gemacht. Grasser war eher ein Liberaler, der zur Mitte tendierte – also auch das liberale Lager hatte ja ein Spektrum. Dieses Spektrum hat sich nun zurückgezogen oder hat die Partei verlassen.

NU: Wo steht Mathias Reichhold(*)?

Sichrovsky: Er ist vielleicht einer der letzten, der noch versucht, die Brücke zu schlagen. Er steht mit dem Kopf eher auf der Westenthaler-Seite, steckt aber auch knöcheltief in der Tradition der Kärntner Partei. Er hat sich freilich immer herausgehalten – ob ihm nun der Brückenschlag gelingt, weiß ich nicht. So lange Haider der Landeshauptmann von Kärnten ist, wird er die dominierende Figur in der Partei bleiben. Haider ist ja so etwas wie ein politischer Zelig (**). Er wird immer zu dem, was seine Umgebung von ihm erwartet. Er kann in Knittelfeld eine rechtsradikale Revolution organisieren und er kann einen Tag später in New York eine intellektuelle Diskussion über den Dialog der Religionen führen, dass alle begeistert von ihm sind. Das ist eben seine Begabung. Was da allerdings persönlich mit ihm passiert ist, wissen wir alle nicht. Sicher ist nur eines: Dieser Mann hat sich in den letzten eineinhalb Jahren dramatisch verändert. Persönlich und auch in seiner politischen Arbeit. Seine geniale Fähigkeit, sich der jeweiligen Situation anzupassen und sie politisch für sich zu nützen, funktioniert plötzlich nicht mehr.

NU: Wie eng war denn Ihr Kontakt zu Haider in der letzten Zeit?

Sichrovsky: Ich war eigentlich immer bei den entscheidenden Sitzungen der Parteispitze – ob bei Böhmendorfer zu Hause bis vier Uhr früh, ob im Plaza-Hotel bis sechs Uhr früh, ich war mit ihm alleine zusammen in Klagenfurt. Bis vor etwa einem Jahr war es immer verschiedenen Personen in der Partei möglich, Konflikte durch ein längeres persönliches Gespräch mit ihm zu lösen. Irgendwann ging das nicht mehr – das hat sehr viel zu tun mit dieser Irak-Reise und

mit seinem Rückzug aus Amerika. Man darf nicht vergessen, er war vor nicht allzu langer Zeit ein echter Amerika-Fan, der im Sommer dort auf der Schulbank saß. Plötzlich wurde er zum Kritiker Amerikas. Derselbe Mann, der gesagt hat, wie wichtig die Wiedergutmachung ist, die er auch im Regierungsübereinkommen unterschrieben hat, der hat plötzlich in jeder zweiten Rede gemeint, was man den Juden jetzt alles in den Rachen stopfe, sollten doch besser die Sudetendeutschen bekommen. Mir kam das alles vor wie eine verbitterte Abrechnung. Denn er hat ja seiner Meinung nach mit seinen Entschuldigungen für die früheren Aussagen über die Nazizeit einen Kniefall vor der kritischen Welt gemacht – und niemand, vor allem nicht die jüdischen Organisationen, haben ihm den honoriert.

Daraus resultiert auch sein Ärger über Gianfranco Fini, der diesen Weg erfolgreich gegangen ist, und jetzt sogar nach Israel eingeladen wurde. Haider wirft Fini vor, sich vor den Juden „auf den Bauch gelegt“ zu haben, wozu er selbst niemals bereit wäre.

NU: Und Sie sagen nun, so lange Haider die dominierende Figur in der FPÖ ist, wird das nichts mehr mit der Regierungsfähigkeit dieser Partei?

Sichrovsky: Man kann es nicht nur auf ihn allein beschränken. Das ist schon ein Umfeld des national-oppositionellen Flügels der FPÖ, der das Gefühl hat, dass die Erweiterung der Partei zur Mitte hin und die Regierungsbeteiligung an ihnen vorbei gegangen ist.

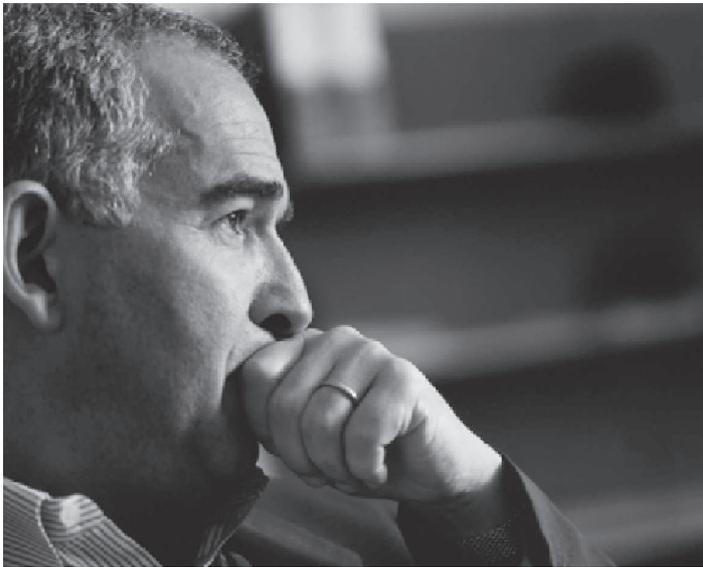
NU: Aber Leute wie beispielsweise Ewald Stadler hat es immer gegeben in der FPÖ – die gab es auch 1996, als Sie für die FPÖ in das Europaparlament einzogen. Auch Riess-Passer hat sich mit diesen Leuten der „alten“ FPÖ ganz gut arrangiert. Wo ist also der Unterschied zu jetzt?

Sichrovsky: Riess-Passer hat Stadler politisch kalt gestellt, das war ja nicht leicht bei seiner Verankerung in der FPÖ. Das muss man anerkennen, dass diese Gruppe um sie versucht

„Haider hat sich in den letzten eineinhalb Jahren dramatisch verändert. Seine geniale Fähigkeit, sich der jeweiligen Situation anzupassen und sie politisch zu nützen, funktioniert plötzlich nicht mehr.“

(*) Das Interview fand vor dem Rücktritt Reichholds statt. (**) Im Film "Zelig" spielt Woody Allen ein "menschliches Chamäleon" (Anm. der Red.)

hat, Schritt für Schritt vorsichtig einen eigenen Weg zu gehen – ohne einen internen Krieg auszulösen. Die Vizekanzlerin hat ja auch als einzige die richtigen Worte zum Jahrestag der



Befreiung gefunden – das war ja in allen internationalen Medien. Oder ich erinnere nur an ihren historischen Besuch in Israel – als erste Vorsitzende in der Geschichte der FPÖ.

NU: *Letztlich hat aber Stadler Riess-Passer kalt gestellt...*

Sichrovsky: Das ist jetzt leider das Ergebnis. Ich persönlich habe das Gefühl, dass sowohl ich als auch die anderen, die dieses Projekt vorhatten, gescheitert sind. In dieser Situation heute hat Herr Stadler gewonnen. Er mit seinen Kumpanen und dem klammheimlichen Schweigen Haiders, der weder etwas dafür noch dagegen unternommen hat, hat diese Regierung gestürzt. Das muss man zur Kenntnis nehmen.

NU: *Gehört Thomas Prinzhorn für Sie auch zu den Putschisten?*

Sichrovsky: Prinzhorn hat sich auf seltsame Weise völlig auf die andere Seite geschlagen – meiner Meinung nach auch aus persönlicher Eifersucht, weil er nicht in der Regierung war und sich auch sonst nicht durchsetzen konnte. Er wollte ja unbedingt die Partei jetzt übernehmen, das ist nur durch große Kraftanstrengung des Reichhold verhindert worden.

NU: *Heißt das, Reichhold ist jetzt in der Geiselhaft der Prinzhorns, Stadlers und Co?*

Sichrovsky: Er ist nicht in Geiselhaft Prinzhorns, er hat eine normale, demokratische Wahl gewonnen und damit Prinzhorn verhindert. Mathias Reichhold ist ein bisschen eine Don Quixote-Figur, der aus ehrenwerten Motiven gegen Windmühlen kämpft.

NU: *Wer ist sein Sancho Panza?*

Sichrovsky: Wahrscheinlich der Herr Schweitzer.

NU: *Wird Haider die FPÖ jetzt einmal verlieren lassen, um nach der Wahl wieder in Glanz und Gloria die Macht in der Partei zu übernehmen?*

Sichrovsky: Ich glaube nicht, dass Haider psychisch und physisch im Stande ist, die FPÖ je wieder zu übernehmen – auch nach der Wahl nicht. Diese Niederlage der letzten Jahre, dass er die FPÖ in die Regierung geführt, sich zurückgezogen, dann den Sturz gefördert oder zumindest nicht verhindert hat – das hat auch bei ihm zu schweren Folgen geführt. So etwas geht ihm extrem zu Herzen und ich glaube, es geht ihm nicht gut derzeit. Nicht, dass ich Mitleid hätte – ich stelle das nur fest.

NU: *Wie ist nun Ihr persönliches Resümee? Sind Sie gescheitert an der FPÖ?*

Sichrovsky: Ich bin gescheitert, das muss ich offen zugeben. Ich bin mit einem Projekt, das ich unterstützt habe, gemeinsam mit anderen, die das gleiche vorhatten wie ich, gescheitert. Ich glaube dennoch, dass es wert war, es zu versuchen. Man muss aber auch wissen, wann man gehen soll. Die jüngsten Veränderungen in der Partei kann ich nicht mehr mittragen. Wenn zum Beispiel Frau Bleckmann sagt, es wäre ihr unmöglich, die politischen Unterschiede von vor und nach 1945 zu beschreiben, oder Stadler die Naziverbrechen mit der Besatzungszeit gleichstellt, sind das für mich unerträgliche Aussagen.

NU: *Und jetzt sitzen Sie persönlich zwischen allen Sesseln?*

Sichrovsky: Das hat mich noch nie gestört. Wenn ich mir meine persönliche Geschichte mit der Wiener jüdischen Gemeinde ansehe, das war immer sehr problematisch. Ich werde nie vergessen, wie mein Vater das Buch über unsere Familie geschrieben und die Gemein-

de ersucht hatte, ob er das Buch präsentieren dürfe. Das wurde damals von Hodik (Amtdirektor der Kultusgemeinde) und Grosz (früherer Präsident der Kultusgemeinde) abgelehnt, weil sie meinten, so etwas bräuchten sie nicht in der Gemeinde. Er hat dann die Präsentation in einem Kaffeehaus gemacht und alle eingeladen. Die gesamte Spitze der Gemeinde ist nicht gekommen, obwohl es in diesem Buch um die wahrscheinlich wichtigste, heute noch in Wien lebende jüdische Familie überhaupt gegangen ist. Unsere Vorfahren sind ja schon 1780 nach Österreich gekommen, Heinrich Sichrovsky war der erste Jude, der das Bürgerrecht in Wien bekam und geadelt wurde, weil er die Nordbahn gebaut hat. Er war auch einer der Mitbegründer des heutigen Tempels. Ja, es steht sogar eine Büste von ihm im Technischen Museum. Diese Familie hat so viel getan für das Wiener Judentum. Und nie hat die Leitung, auch schon vor Grosz, etwas mit dieser Familie zu tun haben wollen.

NU: Warum nicht?

Sichrovsky: Eifersucht. Die nach dem Krieg zugewanderten Juden, die sich hier eine Basis aufgebaut haben und schon immer gegen die österreichischen Juden eine unglaubliche Abneigung verspürten. Das war auch das ganze Problem in der Wiedergutmachungsdiskussion. Die Jüdische Gemeinde hat ja die Wiedergutmachung nie unterstützt, das war schon in den 50er- und 60er-Jahren so. Weil die, die etwas zu reden gehabt haben in der Gemeinde, hätten sowieso nichts zurück bekommen.

Mein Vater hat sehr unter dieser Ablehnung seiner Familie gelitten, besonders, als er älter war. Diese Ablehnung hat sich fortgepflanzt. Als ich das Buch „Schuldig geboren“ geschrieben hatte, hat der Arzt Dr. Friedman abgelehnt, dass das Buch in der Gemeinde vorgestellt wird. Ich habe es dann in der B'nai B'rith vorgestellt. Deshalb hat mich auch die Reaktion der Gemeinde auf meine politische Entscheidung nicht interessiert.

NU: Sie haben speziell mit Ariel Muzicant einen Strauß ausgefochten – da sind sehr massive Worte gegen ihn gefallen, zum Beispiel auch in einem Interview für die slowenische Zeitung „Delo“, da nannten Sie ihn einen „intelligenten Idioten“, der „unglaublich geldgierig“ sei...

Sichrovsky: Nein, ich bleibe dabei, diese Worte sind so nicht gefallen. Der Journalist konnte ja auch keine entsprechenden Aufzeichnungen auf seinem Tonband vorweisen. Inhaltlich bleibe ich freilich bei meiner Kritik: Diese unglaubliche Kommerzialisierung der Gemeinde ist eine Katastrophe. Wenn ich die Web-Page einer Religionsgemeinschaft aufmache und die erste Seite ist „Immobilien“, dann finde ich das lächerlich und peinlich.

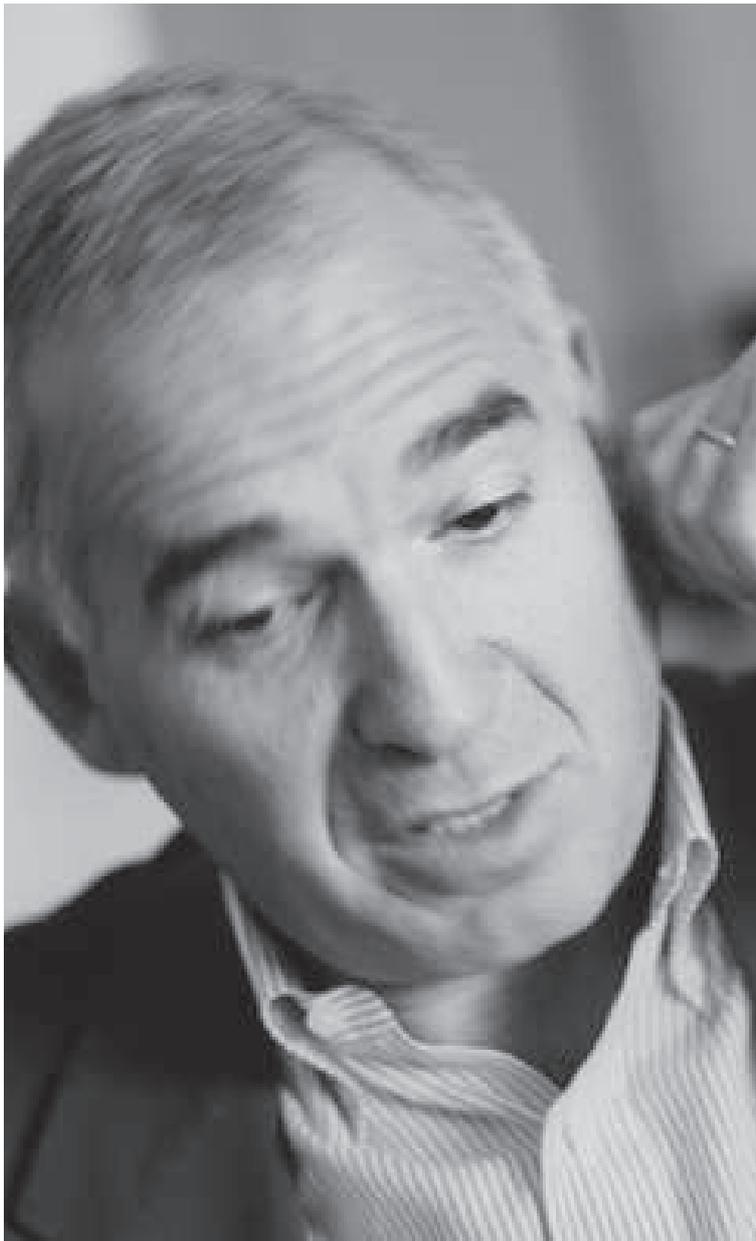
NU: Wenn man den Präsidenten der Israelitischen Kultusgemeinde so massiv angreift wie Sie, besteht doch die große Gefahr, dass Sie damit allen Antisemiten in die Hände spielen, die ihre Vorurteile gegen das Judentum durch Ihre Vorwürfe bestätigt sehen.

Sichrovsky: Ich habe damit nicht begonnen. Im Gegenteil: Ich bin vor meiner Wahl zu Grosz gegangen und habe ihm angekündigt, dass ich für die FPÖ kandidieren werde. Ich sagte ihm damals, ich wolle nicht, dass das ein jüdi-



ches Problem wird und ich ersuchte ihn, sich zurückzuhalten – dann würde auch ich mich zurückhalten. Dann kamen aber die massivsten Angriffe von Muzicant – „Hofjude, Alibi-Jude, Hausjude“ – das hat er begonnen und darauf habe ich dann reagiert.

„Ich bin gescheitert, das muss ich offen zugeben. Die jüngsten Veränderungen in der Partei kann ich nicht mehr mittragen. Wenn Stadler die Naziverbrechen mit der Besatzungszeit gleichstellt, ist das für mich eine unerträgliche Aussage.“



die Aufgabe der Vetodrohung gegen Tschechien als Bedingung für eine weitere Zusammenarbeit mit der FPÖ genannt. Wie stehen die Möglichkeiten, dass die FPÖ ihre Knittelfelder Beschlüsse für eine Regierungszusammenarbeit mit der ÖVP über Bord wirft?

Sichrovsky: In der Person Reichholds sehe ich eine minimale Chance. Wer sich populistisch hervortut, ist besonders die Kärntner Partei und jene, die ihr nachlaufen. Die Frage ist offen, die Problematik eine andere: So lange Jörg Haider eine politische Funktion hat, werden immer wieder Leute auftreten, um die Arbeit der Partei in der Regierung zu kritisieren oder auch die Regierung zu stürzen, weil sie glauben, in seinem Auftrag zu handeln. Es hängt dann immer davon ab, ob er sie stoppt oder nicht stoppt. Das ist die schwierigere Frage für die ÖVP. Ein Regierungsteam mit der FPÖ bekommt man immer zustande – die Frage ist, ob es auch arbeitsfähig ist. Darauf sage ich: Nein – nicht, so lange Haider Landeshauptmann ist. Mein Rat an die ÖVP wäre: in Kärnten schon jetzt vorzeitige Neuwahlen vom Zaun brechen und Haider abwählen. Nur so kann man eine Koalition auf Bundesebene absichern – das ist das einzige, was funktionieren kann. Mit Haider in einer politischen Funktion geht es nicht. Nicht so sehr wegen seiner politischen Ansichten, sondern wegen seiner Unberechenbarkeit – derzeit weiß man nie, was der Mann in der nächsten Woche vorhat.

NU: *Wäre eine schwarz-blaue Regierung unter den jetzigen Umständen nicht extrem instabil?*

NU: *Sie sehen auch jetzt keinen Grund, die Gräben zu Präsident Muzicant zuzuschütten?*

Sichrovsky: Ich habe persönlich nichts gegen ihn, wir reden auch ganz normal miteinander. Ich habe ihm immer gesagt, ich akzeptiere ihn, er ist mein demokratisch gewählter Präsident. Ich kritisiere ihn politisch, aber menschlich finde ich ihn genauso viel oder wenig sympathisch wie vorher. Man muss doch einmal unterscheiden können zwischen dem, wie jemand menschlich ist und was er politisch denkt – das ist doch eine der Grundvoraussetzungen der Demokratie.

NU: *Kommen wir zurück zur aktuellen Innenpolitik: ÖVP-Klubobmann Andreas Kohl hat*

Sichrovsky: Wenn die ÖVP stark zugewinnt, also innerhalb der Koalition deutlich gestärkt wäre, und das dann kleine blaue Regierungsteam ohne „Zwischenrufe und Störmanöver“ arbeiten kann, schon. Wenn nicht, droht auch dieser Regierung der Kollaps.

NU: *Noch einmal abschließend: Könnte man sagen, Sie wollten die FPÖ für Ihre politischen Ziele nützen, und die FPÖ hat Sie benutzt, um in Kreise vorzudringen, die ihnen bisher verschlossen waren?*

Sichrovsky: Ja, das kann man so sagen. Und man kann auch sagen, beide Teile sind gescheitert. ■

Peter Sichrovsky – Ein unsteter Grenzgänger

Sichrovskys Bruch mit Jörg Haider und den Freiheitlichen ist im Spiegel seiner eigenen Geschichte nur eine von zahlreichen, radikalen Wendungen. Sichrovsky war und ist begnadeter Selbstdarsteller, radikaler Provokateur und brillant in der Fähigkeit, die für sein Fortkommen wichtigen Kontakte zum richtigen Zeitpunkt zu knüpfen. (Das war im Übrigen auch das wirklich verbindende Element zwischen Haider und ihm: Beide benutzten sich wechselseitig, solange der Aufwind der FP anhielt.)

Sichrovsky stieß 1996 zu den Freiheitlichen. Im EU-Wahlkampf wurde er vom damaligen FP-Chef Jörg Haider überraschend als Quereinsteiger für den zweiten Listenplatz (hinter dem Tiroler Franz Linser) präferiert. Seit 1996 ist Sichrovsky Mitglied des Europäischen Parlaments.

Peter Sichrovsky wurde am 5. September 1947 in Wien geboren. Er studierte Chemie und Physik und war Mitte der 70er-Jahre kurz als Mittelschullehrer tätig. Anschließend wechselte er in die Pharma-Industrie, ehe er sich als Journalist und Schriftsteller etablieren konnte. Als Journalist lebte er zunächst in Berlin und München, übersiedelte dann von 1988 bis 1991 als Mitbegründer des "Standard" nach Wien, war dort Mitglied der Chefredaktion und Ressortleiter Kultur, Album und Außenpolitik, später als Korrespondent der "Süddeutschen Zeitung" und des "Stern" in Asien. Es hielt ihn nirgendwo lange. Unter dem Pseudonym Paul Werner war Sichrovsky Co-Autor der Bestseller "Gesunde Geschäfte" und "Bittere Pillen" Anfang der 80er-Jahre. Mit seinen Beiträgen zu Rechtsextremismus und den Naziverbrechen sorgte er für internationales Aufsehen. Das 1987 erschienene "Schuldig geboren", Gespräche mit Kindern von Nazis, wurde weltweit aufgeführt, ebenso "Wir wissen nicht..." und "Unheilbar Deutsch".

Es folgten Kinderbücher ("Die Kobrafalle" 1994 und "Das Bild des Roten Drachen" 1995). 1996 erschien die von Sichrovsky erfasste offizielle Biografie des mittlerweile verstorbenen Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, Ignatz Bubis. Die Zusammenarbeit mit Bubis endete wie so viele: Sichrovsky schied im Unfrieden und Bruch mit Bubis.

Auch räumlich wechselte er Wohnsitze wie seine Jobs: Von 1985 bis 1998 lebte er in Chicago, seit 1998 in Los Angeles. Nach seiner Bestellung zum FP-Generalsekretär übersiedelte er wieder nach Wien, pendelte seither zwischen Wien, Strassburg und Brüssel und den USA. Über Sichrovskys Motive, ausgerechnet die FP zu

unterstützen, ist viel spekuliert worden. Neben der Aussicht auf ein fixes Einkommen als EU-Mandatar war wohl eine gehörige Portion Profilierungssucht und Provokation dabei, als er 1996 überraschend als Quereinsteiger zur FP stieß. Er hatte sich schon immer lustvoll als Kämpfer gegen die „political correctness“ geriert, als Freund des Unkonventionellen. Die Reaktion von Menschen, die ihn kannten: Kopfschütteln, völliges Unverständnis und bei vielen Wut darüber, gemeinsame Anliegen verraten zu haben. Als „Haider's Hoffjude“ wurde er bezeichnet und es schien oft so, als ob er diese Rolle genoss.

Und Haider? „Ich glaube“, sagt Sichrovsky über die Motivation Haider's, ihn zu nominieren, heute: „Es gab zwei Komponenten: Das eine war mein Judentum, das andere war der kulturelle Bereich, wo die FP ein Riesensdefizit hatte“.

Doch das Doppel-Geschäft ging nicht auf: Nachdem es Haider ganz offensichtlich trotz Unterstützung seines jüdischen Europakandidaten nicht gelang, in die Jewish Community vorzudringen, geschweige denn auf staatspolitischer Ebene den Kontakt zu Israel zu verbessern, forcierte Haider stattdessen seine Kontakte zur arabischen Welt. Höhepunkt war der Besuch beim irakischen Diktator Saddam Hussein. Dieser Besuch war nicht nur FP-intern eine der entscheidenden Bruchstellen zwischen der Haider-FP und der Regierungsfraktion rund um Susanne Riess-Passer, sondern wohl auch für Sichrovsky ein entscheidender Einschnitt in seiner Beziehung zu Haider und der Freiheitlichen Partei. Ab diesem Zeitpunkt begann die Loyalität des Außenseiters Sichrovsky zur Partei zu bröckeln.

In seinem Lebenslauf hat Sichrovsky sein ursprüngliches Engagement für die FP durch zwei Motivationen begründet: "eine anziehende und eine abstoßende". Sichrovsky: "Angezogen fühlte ich mich von der Begeisterung, dem Engagement, den politischen Zielen und der politischen Konsequenz der Freiheitlichen. Anstoßend war für mich das elitäre Verhalten von SP und FP, die zwar in den Jahren nach dem Krieg ein demokratisches Österreich aufbauten, jedoch danach den Anschluss an ein modernes Demokratieverständnis verloren."

Die Begeisterung über die politischen Ziele der FP sind ihm wohl verloren gegangen, das "moderne Demokratieverständnis" dieser Partei hat er aber ohnehin nicht gefunden.

Saskia Schwaiger



NU-Autor Javor (li.) und Menasse (re.) über Sichrovsky: „Wenn sich jeder Gekränkte der FPÖ anschließt, hätten wir eine Massenpartei“.

Statt eines Kommentars dajgezzen und chochmezen Erwin Javor und Peter Menasse

*Im Kaffeehaus an den Stammtischplätzen
Ist gut zuweilen choch-zu-mezen*.
Man red't in Partners Bauch ein Loch,
Sei unentwegt und mezze choch.
Doch besser noch als choch-zu-mezen
Ist es zuweilen daj zu gezzen**.
Was immer auch das Thema sei,
Mezz nicht nur choch,
Nein gezz auch daj!*

Gerhard Bronner

Menasse: Nach dem Sichrovsky-Interview muss man sagen, dass sich Schüssel und Khol nicht eben in einer guten Position befinden.

Javor: Selbst der Naivste kann nach diesen heutigen Aussagen nicht mehr behaupten, der Lieblings-Koalitionspartner der beiden Herren, die FPÖ, befände sich tatsächlich noch im Verfassungsbogen. Klar Denkende haben das ja immer schon gewusst. Jetzt sagt selbst Sichrovsky, das liberale Spektrum habe sich zurückgezogen oder die Partei verlassen. Ich habe ja auch früher nie eines erkennen können.

Menasse: Selbst wenn die ÖVP-Granden sich das in Fortsetzung ihrer Vogel-Strauß-Taktik weiter einreden wollen – sie würden bei einer neuerlichen Auflage der Koalition scheitern. Sichrovsky sagt ja ganz deutlich, dass Reichhold dem Don Quixote gleicht. Er kämpft gegen die Knittelfelder Windmühlen, die ständig Rückenwind aus Klagenfurt bekommen.

Javor: Dass der Herr Schweitzer sein Sancho Pansa ist, konnte man ja in der Pressestunde im ORF ganz deutlich sehen. Der hat gewirkt, als ob er eingeraucht wäre. Er hat ständig gelächelt und die Fragen nicht einmal ignoriert. Bei ihm hat man allerdings nicht den Eindruck, das wäre beabsichtigt, sondern der Mann kann gar nicht anders. Der ist eine echte Persiflage auf die NLP-Methode.

Menasse: Zurück zum Interview: Es ist schon ungeheuerlich, welche Figuren uns jetzt als Spitzenpolitiker drohen, wenn der Machttausch des Herrn Schüssel ihn weiter treibt. Bleckmann, Stadler und Konsorten haben laut Insider Sichrovsky tatsächlich das Sagen und da darf sich die Demokratie schon ordentlich fürchten.

Javor: Nicht nur die Demokratie. Wir wissen ja aus der Geschichte, dass in einer solchen Situation immer die Juden zu Prügelknaben

gemacht werden. Und wenn die Stadlers und Konsorten weiter die Geschichte umdeuten, werden am Schluss wir Juden daran schuld sein, dass 1945 die Russen in Österreich einmarschiert sind.

Menasse: Mich beschäftigen sehr die Einschätzungen Sichrovskys zur Stabilität einer neuerlichen schwarz-blauen Regierung. Er sagt im Interview, dass nur wenn die ÖVP stark gewinnt, gleichzeitig Haider in Kärnten entmachtet wird und die FPÖ derart auf eine bedeutungslose Truppe zurückgestutzt wird, die Regierung funktionieren könnte. Keine sehr wahrscheinliche Perspektive. Und das heißt im Klartext, dass selbst bei einer Neuaufgabe dieser Koalition nach kurzer Zeit der Kollaps käme.

Javor: Ich werde nie verstehen, warum sich Sichrovsky dieser Truppe angeschlossen hat. Seine Argumente vom angeblichen liberalen Flügel überzeugen mich gar nicht. Wenn er sich einer liberalen Partei hätte anschließen wollen, hätte er ja zur Heide Schmidt gehen können. Und auch die von ihm geschätzten Riess-Passer, Grasser oder Reichhold waren nie zu hören, wenn es darum ging, Haiders Ausfälle und Ausflüge zu kritisieren.

Menasse: Er argumentiert halt damit, dass es unerträgliche Aussagen auch in allen anderen Parteien gegeben habe, von SP-Wagner in Kärnten bis zu den schwarzen Granden Mock und Waldheim. Er sieht also die FPÖ nur als eine von mehreren Parteien, die den Antisemitismus pflegen oder benutzen.

Javor: Wie kann ein Jude eine Partei unterstützen, die Menschen ausgrenzt, wie Ausländer oder Minderheiten. Keine andere Partei wäre es in den Sinn gekommen, ausnahmslos jeden dunkelhäutigen Menschen als Drogendealer zu diffamieren. Gerade wir Juden wissen, wie es ist, Asylant oder Flüchtling zu sein.

Einmalig ist aber auch, dass eine Partei Juden dazu benutzt, den Antisemitismus mit halachischen Argumenten zu unterstützen. Ich möchte zu gerne wissen, wer die Inseratenkampagne des „Oberrabbiner“ Friedmann finanziert hat.

Menasse: Und warum glaubst du, hat sich Sichrovsky einer solchen Partei angeschlossen?



Menasse: „Niemand kann heute noch behaupten, die FPÖ befände sich im Verfassungsbogen.“



Javor: „Sichrovskys Argumente vom angeblichen liberalen Flügel überzeugen mich nicht.“

Javor: Ich fürchte, es waren reine finanzielle Überlegungen. Eine andere Begründung kann ich nicht finden. Ich fürchte für ihn, dass er in „Knittelfeld“ genauso beliebt ist wie im Wiener Stadttempel.

Menasse: Aus unserem Interview entsteht für mich eher der Eindruck, dass er eine massive Kränkung durch die Gemeinde nicht ertragen kann. Man hat – so sieht er es – seinen Vater schlecht behandelt und dann auch ihn. Wie er auf den Präsidenten Muzicant hinschaut, scheint mir auch ein Teil der versuchten Aufarbeitung dieser Kränkungsgeschichte.

Javor: Wenn sich jeder der FPÖ anschließen würde, der von den Verantwortlichen der Gemeinde schon gekränkt worden ist, wäre das ja förmlich eine Massenpartei. ■

Broukal bleibt besser

| Der Überraschungs-Quereinsteiger Josef Broukal katapultierte die SPÖ im laufenden Nationalrats-Wahlkampf sofort in ein Umfrage-Hoch. Das liegt wohl einerseits an seiner hohen Popularität als langjähriger ORF-Anchorman, aber sicher auch an seinem klaren Profil als Antifaschist, aus dem er selbst vor der Kamera nie ein Hehl machte. Ein Porträt. |

Von Alexia Wernegger



Fotos: © P. Ritzgand

Fast 30 Jahre war der heute 56-jährige Journalist für den ORF tätig. Mit dem Erstarken der Freiheitlichen mehrten sich auch die Angriffe auf Broukal aus dieser Ecke. Bereits legendär ist das „Parkbank“-Interview, das der Fernseh-Moderator 1991 mit dem damaligen FPÖ-Chef Jörg Haider im Rahmen einer Sondersendung zur Wiener Landtagswahl führte. Broukals Aussage „Vielleicht sollten Sie noch wissen, ich gehe seit einem Jahr im 6. Bezirk spazieren. Seit ihre Wahlkampagne begonnen hat, steht dort auf jeder Parkbank ‚Ausländer raus‘ und auf einigen das Hakenkreuz. Herzlichen Dank“ führte zu einem Gerichtsverfahren. Dieses ging jedoch – wie auch alle darauf folgenden – nicht zu Ungunsten Broukals aus.

„Couragiert“ und „Rückgrat“ – mit diesen Begriffen wurde der Journalist in der Folge immer wieder belegt und gewürdigt. Etwa, als er 1994 das Ehrenzeichen von der B'nai B'rith Maimonides Loge, einen silbernen Thora-Zeiger, für sein couragiertes Auftreten gegen Fremdenfeindlichkeit verliehen bekam. Oder 1997, als ihm die Österreichische Volksbildung einen Sonderpreis für journalistische Courage zuerkannte. Ebenfalls 1997 erhielt der Journalist von der Israelitischen Kultusgemeinde die „Friedrich Torberg-Medaille“. Als Auszeichnungsgrund wurde dabei sein „couragiert geführtes Fernseh-Interview mit dem stellvertretenden Landeshauptmann von Kärnten Karl-Heinz Grasser“ angeführt.

Auch dieses Gespräch, aufgenommen im Februar 1997, hatte medienpolitisch für viel Wirbel gesorgt und kostete Broukal in der Folge seine Moderatoren-Tätigkeit im Magazin „Report“. Stein des Anstoßes: Broukal wollte von Grasser Auskunft darüber, nach wie vielen Jahren Aufenthalt in Österreich ein Ausländer als anständiger Ausländer gelte. Die FPÖ kritisierte in der Folge die Art der Fragestellung und meinte, das sei kein unabhängiger Journalismus. Mit einer ähnlichen Debatte sah sich der Journalist 1999 – der damalige Bundeskanzler Viktor Klima hatte ihn zu diesem Zeitpunkt eingeladen, als Jahr-2000-Berater für die Regierung zu agieren, was Broukal aber



schließlich ablehnte – konfrontiert. Der ehemalige FPÖ-Klubchef Peter Westenthaler bezeichnete Broukal damals als „roten Regierungssprecher“ – auch dieser Rechtsstreit endete ein Jahr darauf mit einem für Broukal durchaus guten Vergleich.

Broukal hält sich selbst nicht für so außerordentlich couragiert, wie er im Gespräch mit NU erzählt. „Man hört immer, dass man couragiert ist – aber in solchen besonderen Situationen findet man das, was man tut, normal. Ich finde es völlig normal, dass man sagt, seit Sie diesen Wahlkampf führen, sind die Parkbänke beschmiert, oder jemanden zurechtweist, der einen mit

„Man hört immer, dass man couragiert ist – aber in solchen besonderen Situationen findet man das, was man tut, normal.“

NLP vollredet.“ Warum seine – nunmehr ehemaligen – ORF-Kollegen oft weniger kämpferisch reagieren? „Andere haben vielleicht ein anderes Temperament“, so Broukal verständnisvoll. Dass viele Journalisten bereits die Zensur-Schere im Kopf haben könnten, dieser Ansicht ist er jedenfalls nicht.

Den Grund für seinen kritischen Umgang mit gewissen Äußerungen sieht Broukal im Antifaschismus, den er quasi wie mit der Muttermilch aufgesogen habe – durch sein sozialistisches Engagement bereits in der Mittelschule. Die Frage, die ihn zudem sein ganzes Leben beschäftige: „Wie konnten und können Menschen zu Bestien werden?“ In einem Leser-



brief, den er einmal geschrieben, aber nie abgeschickt habe, habe er dazu einmal Folgendes formuliert: Der Unterschied zwischen Haider und ihm bestehe darin, dass er sich vorstellen kann, ein KZ-Insasse zu sein, während Haider sich vermutlich als SS-Offizier sähe. „Ich kann mir auch vorstellen, dass mir ein Unglück zustößt – und nicht nur den anderen.“ Insgesamt verstehe er sich als ein „Wesen der Aufklärung“, so Broukal.

Zum Umgang mit der Zeit des Nationalsozialismus hält Broukal auch ganz klar fest: „Ich glaube, dass der Staat gegenüber der jüdischen Gemeinde eine besondere Verpflichtung hat – und das noch

„Wir können es uns nicht leisten, jedem von der Geburt bis zum Tod das Lebensrisiko abzunehmen, aber wir müssen jedem helfen, der sich nicht selbst helfen kann.“

auf lange Zeit.“ Würde also eine wieder in der Regierung befindliche SPÖ der Kultusgemeinde permanente Infrastruktur-Subventionen zugestehen, wie sie ÖVP-Kanzler Wolfgang Schüssel in den vergangenen Jahren konsequent verweigert hat? „Unendlich viel Geld“ könne es sicher nicht geben, aber auf jeden Fall stetige Zuwendungen, die die Erhaltung der Einrichtungen der Gemeinde ermöglichen machen, wenn auch sparsamer Einsatz der Mittel verlangt werden müsse, betont Broukal.

Er verweist zudem auf all das, was nach dem Krieg an Restitution versäumt wurde, weil vieles nicht ordnungsgemäß behandelt wurde. Der Weg, der nun mit dem Restitutionspaket eingeschlagen wurde, sei daher „sicher der richtige“. Wobei der Neo-Politiker, der für die SPÖ auf Platz neun der Bundesliste antritt, hervorstreicht, dass es viele arme Juden gegeben hat, denen endlich ein wenig Gerechtigkeit zukommen müsse, aber natürlich auch Wohlhabende Anspruch auf Entschädigung hätten. Er verstehe Kritik an NS-Opfern nicht, denen ein Gemälde restituiert werde, und die es dann zu Sotheby's trügen. Das sei „deren gutes Recht“. Enteignung sei in der österreichischen Verfassung nicht vorgesehen.

Wenig erstaunt es also, dass in seiner Haltung zur amtierenden ÖVP-FPÖ-Regierung sein Hauptmotiv zu diesem „kompletten Neuanfang“ als Politiker liegt. „Der Schüssel-Putsch darf jetzt keine demokratische Legitimation bekommen.“ Es habe 1999 klare Hinweise gegeben, dass Schüssel in den Verhandlungen mit der SPÖ vor allem eines getan habe: Strichmännchen gezeichnet. „Das war also ein durchsichtiges Manöver.“ Solch eine „unfeine Gangart“ dürfe nun nicht legitimiert werden. Er wolle daher mithelfen, die schwarzblaue Mehrheit zu brechen, so der Technologie-Experte.

Broukals Nebenmotiv: der Kurs von SPÖ-Chef Alfred Gusenbauer. Dieser sage klar, dass es einen ausgeglichenen Budgetkurs geben müsse, die Steuerlast aber derzeit zu hoch sei. Und dann habe Gusenbauer auch einen ähnlichen Begriff von Sozialpolitik wie er, Broukal. „Wir können es



uns nicht leisten, jedem von der Geburt bis zum Tod das Lebensrisiko abzunehmen, aber wir müssen jedem helfen, der sich nicht selbst helfen kann. Wir müssen Chancen geben. Wir müssen die Zahl der Arbeitslosen senken, für gute Ausbildungsmöglichkeiten sorgen." Das sei „eine neue Bescheidenheit“ und das, was Gusenbauer sage, „ist sehr realistisch – diesen Anspruch habe ich auch an die Politik“. „Hier werden Common Sense und soziale Verantwortung zeitgemäß zusammengeführt“, meint der fünffache Vater.

Broukals Verhältnis zur SPÖ war allerdings nicht immer so ungetrübt: Zornig macht ihn etwa noch immer Franz Löschnaks Ausländerpolitik. Wobei Broukal zur aktuellen Asyl-Problematik festhält: „Wir können nicht unendlich viele Menschen aufnehmen – wir sollten aber auch niemanden im Oktober oder November auf die Straße setzen.“ Darüber sollte es einen Konsens geben. Es gebe ja auch ein Gesetz, wonach man in den Wintermonaten niemanden delogieren dürfe. Andererseits gelte es, in den Herkunftsländern der Wirtschaftsflüchtlinge, die man nicht aufnehmen könne, wie etwa im Kosovo, einerseits für Aufklärung zu sorgen, andererseits aber auch „in den Ländern helfen“ – sprich vor Ort finanzielle Hilfe zu geben.

Was der Knackpunkt wäre, als Minister –



„Mister ‚Modern Times‘“ ist bei einer allfälligen SPÖ-Regierungsbeteiligung als Forschungs- und Technologie-Minister im Gespräch – das Handtuch zu werfen? Die Antwort Broukals ist klar: im Fall einer Causa Omofuma hätte er keine „Jetzt-erst-recht-Mentalität“ an den Tag gelegt. In solchen Momenten müsse man seine Verantwortung erkennen und seinen Hut nehmen. ■

„Ich hab wirklich Glück mit diesem Land“

Helene Maimann über Elizabeth T. Spira

Fotos: ©P. Rigaud



| Da steht sie mitten im Wurstelprater, ein kalter Märzwind bläst und interviewt einen alten, zahnlosen Sandler, der gegen ein, zwei Viertel Rot die Hunde der Budenbesitzer Gassi führt. Wir drehen eine Alltagsgeschichte, „Denn Hundeherden schlagen treu“ wird sie heissen. Die Herrln und Frauerln und ihre Hunderln: ein herrliches Thema für die Toni, denn wann schon öffnet der Österreicher seine Mördergrube so bereitwillig, als wenn es um seine Viecher geht. Der Sandler gibt träge Antworten, was hat er vom Leben noch zu erwarten? Die Hunderln, najoo, die helfen ihm beim Spiegeltrinken. Da fragt die Toni: „Was ist Ihr Traum vom Paradies?“ Er kriegt glänzende Augen und antwortet wie aus der Pistole geschossen: „A Reise nach Acapulco und a reiche Frau.“ |

Das war vor fast zwölf Jahren, ich war auf dem Weg ins Fernsehen und ich bin damals fast umgefallen über die Frage und die Antwort. Unvergesslich. Die Toni war nicht gerade mütterlich, hat mir kaum etwas erklärt, hat mich einfach mitmachen und zuschauen lassen bei ihrer Arbeit. Damals hab ich gelernt, worauf es beim Dokumentarfilm wirklich ankommt: Abwarten, die richtigen Fragen stellen, zuhören, filmen. Nichts kommentieren, möglichst wenig inszenieren, den Geschehnissen ihren Lauf lassen. Und dann im Schneiderraum mutig und konsequent die Schere schwingen, alles Schnörkelhafte und Überflüssige – weg damit!

„Ich habe keine Ahnung, warum mir die Leut alles erzählen. Aber natürlich gibt es die Magie der richtigen Frage. Einfach soll sie sein und in

den Gegensatz gefragt werden. Wenn der alte Sandler auf die Frage nach seinem Traum vom Paradies so eine spontane Antwort parat hat, dann finde ich das schön, fast poetisch, denn das heißt, dass da noch was sehr Lebendiges in ihm ist. Die Hälfte der Leute sagt, sie träume nichts, was ich traurig finde. Ich bin geil auf Geschichten und die Leute spüren das und erzählen gerne, denn endlich ist da jemand, der ihnen zuhört. Gleichzeitig bestehe ich auf Distanz: Ich mag keine Nähe, ich bin keine von ihnen und mach ihnen das auch nicht vor. Ich bin die Frau Doktor vom Fernsehen, und das schätzen sie, weil ich höflich und neugierig bin und weil ich ihnen endlich die Gelegenheit gebe, ihre Meinung in die Kamera zu sagen. Und dann das auch so auf Sendung bringe. Das regt natürlich auf. Und ich kriege heftige Vorwürfe, dass ich die Österreicher dauernd

als Nazis und Ausländerfeinde denunziere. Einmal, bei den Dreharbeiten zum Mallorca-Film, habe ich einen urlaubenden Österreicher, einen pensionierten Polizisten, der mich beschimpft hat, gesagt: Also bitte, die Kamera läuft und Sie haben jetzt die Möglichkeit, das Bild der Österreicher zurecht zu rücken. Wie gefällt Ihnen Mallorca? Sagt er: Viel zuviele Ausländer.“

Im Schrebergarten

Sie haben ja schon viele Regime erlebt, sagt die Toni. Na sowieso, sagt Herr Alois. Wie waren Sie denn politisch? Herr Alois: Politisch – eben. I bin immer, wia ma sogt, obn gschwumma, i bin net rot gwesn, net schwoaz, net blau gwesn. I bin scho, wia ma sogt, mit'n Haufn mitgrennt, net. Darauf die Toni: Waren Sie Mitglied einer Partei? Herr Alois: Na eigentlich jo, woar i schon, oba nur papiermäßig. Bei welcher waren Sie denn? fragt sie. Sagt er: I hob schwoaz und rot ghobt, ha, ha, ha, ha ... Und die Nazis? Jo, die ... sagt er. Do woa i a dabei. Darauf die Toni: Hat es sich wenigstens ausgezahlt?

„Ich bin im Prinzip ein höchst unanständiger Mensch, nihilistisch, und ganz tief im Herzen hab ich immer gehant, dass nichts veränderbar ist. Eigentlich mag ich dieses Land überhaupt nicht und die Leut auch nicht, die meisten zumindest.“

Aber ich muß mich mit ihnen auseinandersetzen. Ich möchte wissen, was geht in diesen Köpfen vor? Und es gehört keinesfalls zu meinen Aufgaben, die Leute zu verändern. Ich zeige dieses Land und seine Menschen so her, wie ich es auffinde. Oder, wenn man will: aufspüre. Rieche ich 'was Angebräutes, kriege ich richtiges Jagdfieber, wie ein Hund erschnüffel ich die Spur und belle dann wadl-beißend. Dabei habe ich auch Angst. Einen großen Nazibären im dunklen Wald zu jagen und den dann zur Strecke, das heißt: zum Reden zu bringen, das ist ein richtiges Match. Wobei ich ja nicht auf Bekenntnisse aus bin, aber durchaus auf verräterische Sätze stehe. Dabei habe ich meine eigene Technik entwickelt: Ich stelle mich blöd, denn einer Frau traut man sowieso keinen Grips zu, bin sehr freundlich, weiß zwar alles, zeige aber nichts davon her, und stelle mit naivem Augenaufschlag ziemlich hinterfotzige Fragen. Das Komische ist, dass ich damit Erfolg habe – je



mehr man die Österreicher in natura herzeigt, umso mehr lieben sie dich, sie haben ja einen Hang zum Masochismus. Die Nazis sind sowieso seit langem mein Stammpublikum. Von keinem krieg ich solche Lobeshymnen wie von ihnen, weil sie sich freuen, dass endlich jemand so mutig ist, sie auftreten und sprechen zu lassen. Die Nazis haben mich immer interessiert, alle – die alten und die jungen.“

Elizabeth T. Spira und die Österreicher – das ist ein Thema, über das sich der Boulevard, vor allem der kleinformatige, gerne aufregt, besonders seitdem sie damit ein großer Star mit Millionenpublikum geworden ist. Den scharfen Blick, mit dem sie dem Volk aufs Maul und ins Herz schaut, hat sie sich in einer Familie erworben, die vor dem NS-Regime nach England geflüchtet war und in der die Politik zum täglichen Brot gehörte. Und in der über die ganze Welt – die ganze und nicht nur die kleine österreichische, in die die Spiras 1946 zurückkehrten – geredet wurde.

„Ich bin ein Geburtslinke und unter lauter Weltveränderern aufgewachsen, die fast alle Juden waren. Die meisten hatten die Nazizeit irgendwie widerständig und kämpferisch überlebt. Es war eine tolle und sehr seltsame Welt, in die ich hineingeboren bin, eine totale Gegenwelt zu jenem Österreich der vierziger und fünfziger Jahre. Mit gescheitern Männern und witzigen Menschen und mitten drin meine sehr kluge, sehr ironische Mutter, die mir

„Ich bin die Frau Doktor vom Fernsehen, und das sch tzen die Leute, weil ich h flich und neugierig bin und weil ich ihnen endlich die Gelegenheit gebe, ihre Meinung in die Kamera zu sagen.“



Bosheit beigebracht hat. Diese Welt hat mich geprägt, aber es war dann auch notwendig, zu ihr auf Distanz zu gehen. Ich hab einen Blick gekriegt für die Ungerechtigkeit und auch einen Respekt vor den so genannten kleinen Leuten, denn mit denen wollte man ja die Welt verändern. Das war das ständige Thema: Wohin geht diese Welt und wie kommen wir zum Sozialismus? Mir ist das mit der Zeit ziemlich langweilig geworden. Und mir ist das Obergescheite auf die Nerven gegangen, das Messianische, das Besserwiserische. Alle haben mich ständig belehrt und alle wußten, wo es lang geht. Meine Großmutter, eine knochenharte, magersüchtige Kommunistin, hat einmal gesagt: Die Toni ist nicht aus dem richtigen Holz geschnitzt, aus der wird nie eine Kommunistin. Darauf sag ich: Weißt was, ich pfeif dir auf die Kommunisten. Damit war das Thema erledigt. Mein Welt ist nicht Karl Marx, sondern Woody Allen und Joseph Roth. "

Der Vater, Leopold Spira, saß fast ein Jahr unter den Austrofaschisten im Gefängnis und hatte im Spanischen Bürgerkrieg bei den Internationalen Brigaden gekämpft, sein engster Freund, Franz Marek, schrieb an die Wand seiner Todeszelle im Pariser Gefängnis Fresnes bereits seine Abschiedszeilen, als der Abzug der Deutschen die bereits festgesetzte Hinrichtung kassierte.

Beide Männer bestimmten das intellektuelle Klima der Spiras, aber auch die Wehrhaftigkeit kam nicht zu kurz:

„Eines hat man uns nachhaltig beigebracht: Lass dir nix gefallen! Wehr dich! Man lässt sich nicht zum Opfer machen! Mich wird niemand weinen sehen! Und wenn nötig, schlag zurück! Ich bin ja feig und hab Angst vor tätlichen Auseinandersetzungen. Aber einmal, ein einziges Mal hab auch ich zugeschlagen, mit 16. Ich war mit Freunden auf einer Berghütte und wie das damals halt üblich war, saßen da die strammen Jungs vom Alpenverein herum. Die haben rasch spitzgekriegt, dass wir erstens aus der Stadt und zweitens nicht arisch waren. Lauter schwarzhäufige Exoten. Und schon haben sie zu stänkern angefangen und unsere Burschen provoziert und dann ist eben gerauft worden. Ein blonder Hüne hat irgendeine Sauerei über Juden gebrüllt und da hab ich einen Sessel genommen und ihm den ins Gesicht geschmissen. Er hat geblutet wie ein Schwein, denn ich hab ihm die Nase gebrochen. Diese gebrochene Nase ist bis heute mein größter Stolz, die kommt noch vor allen Preisen und Auszeichnungen. Der Typ mußte runter ins Tal und dann war Ruhe auf der Hütte. Und ich mußte mir nie mehr was beweisen, denn ich wußte: Wenn's darauf ankommt, kannst du dich wehren.“

Wir sitzen in ihrem Esszimmer, trinken Tee, essen englische Kekse, rauchen und reden über Männer. Sie hat, wie über alles, feste Meinungen auch über die amourösen Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden.

„Toni, dein Mann ist kein Jude und auch sonst

kann ich mich nicht erinnern, dass du je mit jüdischen Männern zusammen warst ..."

„Das ist kein Zufall. Ich habe mich schon lange vor meiner Ehe für nichtjüdische Männer interessiert und für die, die mit Politik nichts am Hut hatten. Endlich keine Kommunisten! Die waren mir schon schrecklich fad. Ich wollte Kaffeehaus, Kunst, Theater, Film, Jazz. Und endlich keine Weiterklärungen, sondern spannende neue Geschichten aus einer Welt, die ich nicht kannte.“

„Mit den jüdischen Männern kocht man ja lebenslang in einem Topf ..."

„Ja, und deren Geschichten kenn ich auswendig. Der Holocaust ist familienimmanent und wer will ununterbrochen an Mord und Totschlag erinnert werden? Außerdem bin ich süchtig nach Bewunderung, und die habe ich nie von den Juden bekommen, weil die selbst bewundert werden wollen.“

„Aber die großen Blondes ..."

„Die haben mich verehrt. Die sahen in mir die Exotin, die Andere, die Frau mit den herumirrenden und herumeilenden Gedanken, mit der man nächtelang im Kaffeehaus reden, klären, diskutieren kann. Außerdem hab ich keinen Kochlöffel angerührt, und das fanden die toll.“

Als schicksalstüchtiger Mensch mag die Toni natürlich die Leute, die ihr die besten Geschichten erzählen – und das sind die, die am Rand stehen: Strizzis, alte Prostituierte, Untüchtige, fast Gescheiterte, die sich gerade noch über Wasser halten. „Die sind oft viel lebensklüger und phantasievoller als Durchschnittstypen oder gar Bürgerliche. Und ich bin sprachsüchtig. Ich mag die Vorstadtsprache, ich bin ja eine eingefleischte Wienerin, die sich über Wien ärgert und sich woanders nicht zu Hause fühlt. Heimat ist kein warmer Mutterkuchen, man muss nicht glücklich sein dort, wo man herkommt. Glück und Geborgenheit ist nicht mein Lebensprogramm. Ich stehe mit der Heimat, und das ist Wien, in einem Lebenskonflikt, in einem Dauerstreit – das treibt mich an. Ich muss keine teuren Reisen nach Afrika machen, mir reichen schon Meidling oder Favoriten, um in mir exotische Gefühle zu wecken. Klar, ich bin relativ erbarmungslos, wenn es um bestimmte Inhalte geht. Wenn die Leute über Ausländer oder Zigeuner oder



Juden zu schimpfen anfangen, da zeig ich her, was für erbärmliche Figuren sie sind.“

Eine weitere unvergessliche Szene: Der Nackttänzer aus dem Film „Im Waschsalon“, der seine Reizwäsche mit dem kleinen braunen Strich hinten an der Hose aus dem Wäschesackerl holt, sie anzieht und der Toni, dem



Kamerateam und den alten Frauen, die grad da sind, einen Schönheitstanz am helllichten Tag vorführt: Den sucht man nicht, den findet man, der wird ihr einfach vor die Füße geweht. „Ich forcier gar nix, aber ich erlebe solche Dinge viel eher als andere Reporter. Vielleicht, weil ich durch meine Herkunft selbst ein Loch in der Seele habe, finde ich das Seelenloch bei anderen Menschen ziemlich rasch. Man muss gelebt und erlebt haben, um etwas aufspüren zu können.“

Zwar könnte sich die Toni irgendwie vorstellen, als Psychoanalytikerin in New York zu leben, aber zu mehr als einer flüchtigen Phantasie reicht es nicht. „Ich hab wirklich Glück mit diesem Land, denn die Nazis sterben nicht aus. Zu meinem großen Ärger und zu meinem Glück kann ich nicht woanders leben. Ich brauche meine Wut und meine Angst ebenso wie meine Neugier oder meine Bosheit. Ich frag mich, was den Menschen geschehen ist, wo ihre Brüche sind, wenn sie aus Nazifamilien kommen und manchmal auch Opfer sind, nicht nur Täter. Deswegen habe ich aber noch lange kein Erbarmen mit ihnen, denn dass es einem nicht gut geht, ist noch lange keine Ausrede dafür, dass man sich wie ein Schwein aufführt und am liebsten auf anderen herumtrampeln möchte.“

In Deutschland, sagt sie, wäre ihre Arbeit viel schwieriger. Die Deutschen sind ja zumeist Protestanten und damit sachlich, analytisch, anständig, aufrichtig und grüblerisch – aber sie haben keinen Sinn für Neben- und Untertöne, keinen Schmah. „Und sie haben eine Bekennerwut, die mir auf die Nerven geht. Wenn mir einer sagt: Mein Vater war ein Schwein, weil er

ein Nazi gewesen ist, dann krieg ich schon das Speiben.“

Ihre Besessenheit, sich mit Nazis und anderen problematischen Zeitgenossen auseinanderzusetzen, hat eng mit ihrer Jüdischkeit zu tun, auch wenn ihr die Religion nicht interessant ist. Die Shoah ist immer präsent, ebenso wie die geistige Tradition, das Hinterfragen.

Sie ist sehr skeptisch, was die Normalität von Juden in dieser Welt anlangt, weil wir sie immer daran erinnern, was man uns angetan hat. Aber sie ist sich über den Sonderstatus der Ecke, aus der sie kommt, vollkommen im Klaren. Die jüdische Nachkriegsgeneration, deren Eltern die Nazizeit nicht als Opfer, sondern als Widerständige durchgestanden hatten, hatte gegenüber den gleichaltrigen Nichtjuden eine ebenso seltsame wie unausgesprochenes Privileg, weil sie zu den Siegern gehörte und ihre Väter kein Blut an den Händen hatten. „Darum spielen auch viele Nichtjuden so gerne Juden, hängen sich einen Davidstern um den Hals, nennen ihre Kinder Sarah und Daniel, schreiben Bücher über Juden, schlüpfen in ihre Identität, weil sie eben auch gerne zu den Siegern gehören und zu den Opfern zählen wollen. Und sich dabei nicht mit den eigenen Nazivätern auseinandersetzen müssen. Und sie haben große Flausen im Kopf, wenn sie von Juden sprechen. Dass man ausgerechnet von den Juden erwartet, dass sie edle Menschen sind, hat mich immer schon aufgeregt, und ich würde wahnsinnig gerne einmal einen Film über gar nicht nette Juden machen – aber ich fürchte, das wird nicht zugelassen werden.“

Am 24. Dezember – ausgerechnet! – hat die Toni Geburtstag. Sechzig wird sie heuer, man möchte es nicht glauben. Sie ist noch lange nicht fertig mit ihren Geschichten und plant, einen großen Heimatfilm zu drehen, am liebsten eine Trilogie. Darauf freuen wir uns heute schon. Mazeltov, Toni, alles Gute, bis hundertundzwanzig!

*Wer mehr über Elizabeth T. Spira und ihre Familie erfahren möchte, sei auf zwei Bücher verwiesen: *Alltagsgeschichten*. Hrsg. von Elisabeth T. Spira und Peter Kasperak. Verlag Christian Brandstätter, Wien 1996. *Leopold Spira: Das Jahrhundert der Widersprüche. Eine Wiener-jüdische Familienchronik*. Mit einem Nachwort von Elizabeth T. Spira. Böhlau-Verlag, Wien-Köln-Weimar 1996.*



„... fast surrealistisch, wo rde ich sagen“

| *Das unglaubliche Leben des Martin Vogel. Ein Porträt zum 80. Geburtstag.* |

Von Werner Hanak

Denke ich an Martin Vogel, denke ich immer auch an einen Anruf, den ich vor fast zehn Jahre erhielt. Der Anrufer war nervös und fragte mich, ob ich bei mir im Jüdischen Museum einen Stoß alter Fotografien und Dokumente gefunden hätte, allesamt Material zu der Ausstellung über Aron Menczer und die Jugend-Alijah, die in den kommenden Wochen im IKG-Gemeindezentrum eröffnen würde. Ich war damals erst kurze Zeit am Museum und hatte gerade erst von jener Organisation erfahren, mit der etlichen Jugendlichen nach 1938 die Flucht nach Palästina gelungen war. Dem Herrn am anderen Ende der Leitung konnte ich leider nicht weiterhelfen: „Nein, Herr Dr. Vogel“, sagte ich, „die haben wir sicher nicht, die können nicht hier sein“. „Das ist furchtbar“, hörte ich ihn sagen, worauf unser Gespräch ein schnelles Ende fand.

Martin Vogel war bei dieser Ausstellung und

der Reunion der ehemaligen JUAL-Kinder, die nach 50 Jahren aus allen Teilen der Welt für ein paar Tage nach Wien kamen, um sich wieder einmal zu sehen, Kommunikator, Organisator und Leihgeber. Wochen nach dem Anruf, bei dem ich als junger Museumsmitarbeiter erstmals eine sehr genaue Ahnung erhalten hatte, welchen emotionalen Wert Dinge der Erinnerung für Menschen besitzen können, wurde die Ausstellung im Gemeindezentrum eröffnet. Die Fotos waren inzwischen aufgetaucht und Martin Vogel hielt eine Rede. Er erinnerte an jene Tage im Herbst 1942, als Aron Menczer nur noch wenige Tage in Wien vor seiner Deportation nach Theresienstadt verblieben waren und er seinen Stellvertreter Martin Vogel mit der Abfassung eines Protokolls über die letzten Tage der Jugend-Alijah in Wien betraute. Dieses Protokoll vergrub dann Martin Vogel mit der technischen Hilfe seines Chawers



Ernst Schindler am 1. Tor des Zentralfriedhofes. Beide Burschen wussten damals nicht, ob sie überleben würden und so wollten sie die Geschichte ihrer Bewegung für spätere Zeiten irgendwie konservieren.

Einige Jahre nach der Aron-Menczer-Ausstellung widmete das Jüdische Museum dem Dichter und Kabarettisten Peter Hammer Schlag eine Personale. Abermals sprach Martin Vogel bei einer Eröffnung, denn er war der uns einzige bekannte Mensch, der Hammer Schlag im Wien des Jahres 1942 noch gesehen hat. Sie waren sich in der Leopoldstadt als Zwangsarbeiter in der Leergutsammelstelle der Wehrmacht begegnet. So erfuhr auch ich erstmals etwas über das Leben des Martin Vogel in jener Zeit also, als die JUAL aufgelöst war, und die Juden Wiens, die die Flucht bisher nicht geschafft hatten, in immer größerer Zahl deportiert wurden. Martin Vogel ist ein Sohn eines jüdischen Vaters und einer nichtjüdischen Mutter. „Meine Mutter“, sagt er, „hat mir zweimal das Leben geschenkt. Einmal, als sie mich geboren hat und ein zweites mal, als sie uns nicht verlassen hat, obwohl sie die Nazis unglaublich unter Druck gesetzt haben“. In der Leergutsammelstelle hatte Vogel ab 1941 gemeinsam mit seinem Vater gearbeitet. Ab September 1941 musste er den gelben Stern tragen, seine Arbeit ist von schwerster körperlicher Art. Zuerst muss er gemeinsam mit anderen Juden Bäume mit untauglichen Mitteln roden, dann jahrelang schwerste Gegenstände schleppen. „Die meisten Wehr-

machtsangehörigen verhielten sich mir gegenüber anständig, ganz anders hingegen die älteren, zum Arbeitsdienst eingezogenen Zivilisten“. Hier erinnert er sich an Schläge mit einer Fahrradpumpe und an den Kommandanten, der den Schläger mit den Worten „in meiner Dienststelle wird niemand g’schlagen!“ zurechtgewiesen hat.

Ab 1943 muss ist er immer wieder nach Kledering. Ein Erlebnis lässt ihn dabei nicht mehr los. Ein zum Arbeitsdienst eingeteilter Soldat, der ihm manchmal von seiner Essensration etwas zusteckt, holt, nachdem er sich sicher ist, dass ihn niemand beobachtet, aus seiner Brusttasche drei Fotos. Das erste Foto zeigt eine Eisenstange, auf der Menschen aufgehängt sind. Das zweite nackte, leblose Körper in einem Graben. Das dritte nackte Menschen, die vor dieser Grube stehen. „Darüber darfst du nicht sprechen“, sagt der Soldat und deutet ihm als Warnung die Geste der Enthauptung, „das machen sie mit euch in Polen“.

Martin Vogel sagt, er hätte viel Glück in seinem Leben gehabt. Bis zum Ende des Krieges blieb er Zwangsarbeiter, wurde nicht deportiert. Als er vor Brunners Schreibtisch in der Castellezgasse stand, rettete ihn der „Ariernachweis“ seiner Mutter.

1998 half ich Natalie Lettner einen Radiobeitrag über jüdische Kindheit in Wien im Jahr 1938 zu gestalten. Martin Vogel erklärte sich für eine Interview bereit und erzählte uns über ein Kapitel in seinem Leben, das zeigt, wie dehnbar und relativ der Begriff „Glück“ in Bezug auf das eigene Leben doch ist. Zusammen mit einem nichtjüdischen Totengräber musste er zur Zeit der zahlreichen Aushebungen einige Monate jeden Morgen am Zentralfriedhof mit einem Leiterwagen durch die Israelitische Abteilung (1.Tor) gehen und die leblosen Körper jener verzweifelten jüdischen Verfolgten aufsammeln, die sich in den Grüften versteckt und schließlich selbst das Leben genommen hatten.

Als ich vor einigen Wochen wieder einmal ein Interview mit Martin Vogel führen durfte, diesmal für Deborah Jensen aus New York, die einen Film über den Judenstern und die Farbe Gelb dreht, lernte ich wieder einen neuen Teil seiner Biografie kennen. Als ich ihn nach jenem Tag fragte, an dem er den gelben Stern

zum ersten Mal abgenommen hatte, konnte er mir keine konkrete Antwort geben. Doch ich sah ein Leuchten in seinem Gesicht und er ließ sich sehr viel Zeit mit seiner Antwort. Dann sagte er, dass er in dem Moment, als alles im Chaos versank, als die russischen Artilleriegeschütze einschlugen, ganz langsam das Stadium des „Untermenschens“, des „Parasiten“ hinter sich gelassen hat. „Da war so etwas wie das Genießen des Wiedermenschwerdens. Es war fast surrealistisch, würde ich sagen. Da stand die Tür zu einem Kühlhaus offen, das nicht mehr kühlte und am Ende des Raums stand einer in Uniform und hielt als einzige Beleuchtung eine Fackel hoch. Ich nahm mir ein riesiges Stück von einem Ochsen und ich hab' es mir wie einen Mantel über die Schultern gehängt. Dann sagte einer ‚wart Bürscherl, ich hilf dir‘. Draußen erkannte ich, als ich unter meinen Beinen durchschaute, die schwarze SS-Uniform meines Helfers. Dann wurde unser Haus überhaupt zum SS-Stützpunkt und wie die Juden in der Förstergasse an diesen Tagen hätte ich von dem SSler, der von meiner Mutter zu trinken haben wollte und wusste, dass wir Juden waren, erschossen werden können. Und plötzlich stand der kleine mongolische Soldat vor mir, von dem ich noch das Bajonett in meinem Bauch spüre, und nur eine russische Zwangsarbeiterin, die mich kannte, konnte ihn überzeugen, dass ich, der ich im wehrfähigen Alter war, nicht zu den Wehrwölfen gehörte.“

Der Sportklub Hakoah, dessen Leichtathletiksektion Martin Vogel nach 1945 aufbaute, war ihm in jener Zeit eine enorme Stütze, als die „Ordnung wiederhergestellt“ worden war und das Leben für ihn plötzlich nichts mehr von der Euphorie der Tage im Chaos hatte. „Man konnte auf der Straße dann in jedem einen Menschen sehen, der einen bis vor einem halben Jahr noch umbringen konnte, oder der einem die Auslöschung wünschte.“ Insbesondere als ehemaliger zionistischer Jugendfunktionär hat Martin Vogel immer wieder daran gedacht, Wien zu verlassen.

Wegen seiner Eltern, die inzwischen alt geworden waren, und die er unterstützte, blieb er. Extern holte er die Matura nach, 1957 promovierte er zum Dr. jur. Nicht ohne Stolz betont er: „als hundertprozentiger Werkstudent“. Diesen Stolz verstehe ich noch besser, als er mir erzählt, wie er das Geld nebenher für sich

und auch für seine Eltern verdiente. Als Verkehrspolizist 1945, danach als Kassier bei der Gas-Koks-Fabrik. 1946 ist er für wenige Tage Sekretär des Präsidenten der Kultusgemeinde, dann wird er Verwalter der Rückkehrheime und Wohnungsreferent in der IKG. „Es war ein traurige, aufreibende Aufgabe, zudem war die Unterstützung durch die Kultusgemeinde für mein Studium sehr gering, kein einziges Mal konnte ich unter Tags die Uni besuchen.“ 1953 stirbt sein Vater, 1955 seine Mutter. 1954 heiratet er seine Frau Rita Maria, mit der er heute noch verheiratet ist. Sie haben zwei Töchter, Alice und Trixi. Stolz sind die Vogels auch auf die Enkeltochter Julie, sie ist die Tochter Alice und Walter Klein.

1957, Martin Vogel hat gerade promoviert, fängt er bei der Stadt Wien an, wo er in verschiedenen Dienststellen tätig ist. Schließlich landet er beim Kontrollamt der Stadt Wien, wo er 1984 als stellvertretender Kontrollamtsdirektor in Ruhestand tritt. Ruhestand? Nun, damit ist es so eine Sache. Denn Martin Vogel lässt sich bald überreden, die Kontrolle bei verschiedenen Organisationen ehrenamtlich aufzubauen. Auf die Uni, die er jetzt auch unter Tags besuchen kann, geht er auch wieder und inskribiert Kunstgeschichte.

Jetzt sitze ich Martin Vogel gegenüber im Cafe Bräunerhof und lasse mir sein Leben durch den Kopf gehen. Er liest sich gerade durch, was ich bisher geschrieben habe und hilft mir, meine Lücken zu füllen. Auf meine Bitte, mir sein Geburtsdatum zu verraten, sagt er: „Wie alt ich bin, wollen Sie wissen? Ich begehe nächstes Monat meinen 80. Geburtstag! Aber ich sehe dem ganz gelassen entgegen.“ Ich bin überrascht, denn ich kenne keinen so athletischen 80jährigen. „Denn wissen Sie, Herr Magister“, sagt er zu mir, „als ich 70 wurde, bekam ich alle Zustände, denn ein 70-jähriger war für mich immer von einer anderen Welt. Jetzt bringt mich nichts mehr aus der Ruhe.“

Oft sind mir Menschen in meinem Berufsleben begegnet, die höflich oder freundlich waren. Und je mehr Erfahrung man sammelt, desto häufiger merkt man, dass man mit den höflichen Menschen nicht automatisch besser auskommt. Nicht so mit Martin Vogel, denn selten ist mir jemand begegnet, der gleichzeitig höflich, korrekt, offen und so warm-herzig ist. ■

Die Schuld der Kirche an der Shoah

| Daniel Goldhagen widmet sich in seinem neuen Werk der Rolle der katholischen Kirche und des Holocausts. Laut Goldhagen hatte sie eine zentrale. Er hätte auf der halber Strecke stehen bleiben sollen. |

Von Rainer Nowak



Foto 1: The American Institute for Balkan Affairs, Chicago, Foto 2, 3: Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin

Aloys Stepinac, der Erzbischof von Zagreb (ganz rechts), bei einer offiziellen Feier im Jahr 1941.

Dutzende mussten abgewiesen werden, die Polizei errichtete eine kleine Absperrung und schon lange vor Beginn der Veranstaltung hatten sich unzählige Interessierte ihren Platz gesichert. So ist das, wenn ein Popstar auf Besuch kommt.

Im Gepäck hatte Daniel Goldhagen bei seinem jüngsten Wien-Besuch sein neues Buch „Die katholische Kirche und der Holocaust“. Der Andrang bei der Präsentation im Alten Rathaus war enorm. Die These des gefeierten und zugleich umstrittenen Politologen unter dem Untertitel „Eine Untersuchung über Schuld und Sühne“: Die Kirche hatte Mitschuld am Holocaust.

In seinem neuen Werk geht Goldhagen einen Schritt weiter als in seinem vergangenen, nicht

minder heftig diskutierten Buch „Hitlers willige Vollstrecker“: Er geht der moralischen Verantwortung für die vom ihm konstatierten Mitschuld am Holocaust nach und wirft die Frage auf, was die Kirche tun muss oder könnte, um die Schuld zu sühnen. In seinem neuem Werk hatte Goldhagen geschildert, wie ganz normale Deutsche zu Mördern wurden. Sein Ansatz dabei: Der durchschnittliche Deutsche sei offenbar zum Mord an den Juden bereit gewesen.

Und damit wagt sich Goldhagen auf recht dünnes Eis. Der Wissenschaftler liegt mit der Grundtendenz seines Werkes sicher richtig, dass der Antisemitismus in der Kirche über Jahrhunderte vorhanden war, dass viele Angehörige der Kirche dem Holocaust tatenlos zugesehen hatten, dass in wenigen Einzel-

fällen Geistliche bei der Deportation beteiligt waren. Doch seine allzu schnellen und zu weitgehenden Schlüsse trüben den Gesamteindruck.

In seinem umfangreichen und recht weit-schweifigen Vorwort setzt er sich noch einmal mit der massiven Kritik an „Hitlers willige Vollstrecker“ auseinander: Er hätte nie von Kollektivschuld der Deutschen geschrieben, wie ihm vorgeworfen wurde. Gerade seine Argumentation, dass die Mittäter am Holocaust Individuen und moralisch handelnde Wesen gewesen seien, würde eben das Gegenteil beweisen.

Sein Ansatz im neuen Werk: Das Christentum ist eine Religion, die in ihrem Innersten einen Hass ungeheuren Ausmaßes auf eine bestimmte Menschengruppe gehuldigt und diesen historisch in ihren gesamten Einflussbereich verbreitet hat: Hass auf die Juden. „Dieser Hass – ein Verrat des Christentums an seinen wichtigen und guten moralischen Prinzipien“ habe Christen im Laufe fast zweier Jahrtausende dazu gebracht, viele schwere Verbrechen und anderes Unrecht an Juden zu begehen, Massenmord eingeschlossen, meint Goldhagen.

So weit, so hart. Vorwerfen kann man Goldhagen sein recht oberflächliches Quellenstudium, ein Blick in die Anmerkungen seines betont apodiktischen Werkes reicht. Und Goldhagen hat für seine historischen Thesen ein theoretisch äußerst lohnendes Gebiet kaum bis überhaupt nicht bearbeitet: Österreich.

Seine Erkenntnisse über die die Kirche in Deutschland provozieren einen Einwand hingegen geradezu: Goldhagen überschätzt den politischen Einfluss der katholischen Kirche in Deutschland nördlich von Bayern bei weitem.

Bei diesem Punkt scheint Goldhagen einem Fehler aufzusitzen: Wenn der Antisemitismus innerhalb der katholischen Kirche wirklich die zentrale Ursache für den Holocaust gewesen wäre, dann wäre nicht Deutschland Ausgangspunkt dafür gewesen. In erzkatholischen Ländern wie Spanien oder Italien war er Anti-



August 1933: Bei einem katholischen Jugendtreffen im Stadion von Berlin-Neukölln erheben Priester den Arm zum Hitlergruß

semitismus offenbar nicht so ausgeprägt, nicht so radikal und zur Gewalt bereit wie in Deutschland und Österreich.

Klarerweise hat Goldhagen die Rolle von Papst Pius XII. im Visier: „Die Kirche, Pius sowie Bischöfe und Priester in ganz Europa haben in der NS-Zeit eine moralische Abwägung angestellt und im Großen und Ganzen entschieden, dass es vorzuziehen sei, die Verfolgung der Juden durch die Deutschen und ihre Helfer zuzulassen, statt zu ihren Gunsten einzuschreiten.“ Ursache sei dafür laut Goldhagen aber nicht wie bisher von Seite

der Kirche immer wieder dargestellt, die Angst, die Kirche selbst könnte Objekt der NS-Verfolgung werden, sondern starker Antisemitismus beim Papst. Einen Nazi-Kollaborateur nennt ihn Goldhagen. Andere Historiker wie etwa Erika Weinzierl sehen dies ganz anders, sie sehen tatsächlich Feigheit als Motiv, nicht entschlossen gegen die Judenverfolgung aufzutreten.

Bescheidenheit oder Zurückhaltung sind Goldhagen völlig fremd: So unterstellt er etwa Hannah Arendt, deren Aufzeichnungen vom Eichmann-Prozess – mit Sicherheit eine der grundlegenden Werke der politisch-philosophischen Aufarbeitung – Oberflächlichkeit. Eben dies kann man dem Autor trotz zahlreicher richtiger Aussagen ebenfalls vorwerfen.

Goldhagen: „Das Christentum ist eine Religion, die in Ihrem Innersten einen ungeheuren Hass auf eine bestimmte Menschengruppe gehuldigt und diesen historisch in ihren gesamten Einflussbereich verbreitet hat: Hass auf die Juden“



Ein katholisches Wegzeichen und ein antisemitisches Schild wachen 1935 einträchtig über ein fränkisches Dorf.

Für den Antisemitismus des Papstes führt Goldhagen mehrere Beweise an, die mehr Indizien gleichen: So soll dies ein Brief des päpstlichen Nuntius in München, Eugenio Pacelli, belegen. Darin verwendet dieser 1919 zur Beschreibung unangenehmer Zeitgenossen deutliche antisemitische Klischees. Mögliche andere schriftliche Beweise oder Dokumente seien im Vatikan unter Verschluss, mutmaßt, Goldhagen.

Historisch interessant und erschreckend zugleich sind Goldhagens Darstellungen von konkreten Fällen, in denen Kirchen-Angehörige zu Stützen des NS-Apparates und teilweise

aktiv an der Ermordung von Juden beteiligt gewesen sein. So starben 40.000 Juden, Serben und Zigeuner im kroatischen Ustascha-Lager Jasenovac unter Herrschaft eines Geistlichen: von Bruder Satan, dem Franziskaner-mönch Miroslav Filipovic-Majstorovic.

Dennoch: Goldhagens Vorwurf der jahrhundertlangen Tradition des Antisemitismus in der Kirche bleibt unbestritten. Die These, der im Nationalsozialismus aufgegangene Antisemitismus habe nichts mit jenem innerhalb der katholischen Kirche zu tun, ist schon seit längerem nicht mehr haltbar, schon vor Goldhagens Werk.

Der 43-jährige Politologe widmet sich in seinen Schlussfolgerungen auch der Frage, wie die katholische Kirche mit ihrer Vergangenheit umgehen solle. Sollen eindeutige antisemitische Passagen umgeschrieben werden, wie Goldhagen meint? Oder sollten Erläuterungen hinzugefügt werden?

Deutlichere Aussagen von der Kirche zu ihrer Vergangenheit als die bisher getätigten, wären in jedem Fall wünschenswert. Soviel steht nach der Lektüre Goldhagens fest, trotz seiner Popstar-Allüren.

Daniel Jonah Goldhagen

„Die katholische Kirche und der Holocaust. Eine Untersuchung über Schuld und Sühne. Siedler Verlag. ■

echonet
webproduction & consulting

„DIE BESTE REFERENZ SIND UNSERE KUNDEN.“

www.cityrun.at (Wiener Städtische Versicherung), www.bankburgenland.at
www.einestadteinbuch.at (Stadt Wien), www.werbeakademie.at (WIFI Wien)
www.siz.cc (Bundesministerium für Inneres), www.donauzentrum.at (EKZ)

→ Überzeugen Sie sich selbst und bestellen Sie unser Profil unter fakten@echonet.at. Oder kommen Sie einfach vorbei.

Gelbe Sterne über dem Heldenplatz

| Österreichische Schüler geben Shoah-Opfern ihre Identität zurück. Und senden eine persönliche Botschaft an jedes von ihnen. |

Von Peter Menasse

Fotos: ©Dokumentationsarchiv der österreichischen Roma, ©Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands



Vier Opfer des Holocaust: Schülerbriefe an jeden einzelnen.

Am 13. März 1938 begrüßte am Heldenplatz zu Wien eine jubelnde Menschenmenge Adolf Hitlers Einmarsch. Das Bild dieser glücklichen, lachenden, winkenden Österreicher macht ein Stück Vergangenheit in unseren Köpfen aus. Wir lassen es auftauchen und die Gedanken wandern wie von selbst zu den weiteren Bildern der Geschichte. Wir sehen brennenden Synagogen, wir sehen gedemütigte, schließlich brennende Menschen. Der Heldenplatz 1938 ist zu einem Teil von Österreich geworden. Symbol für Verführung und Unrecht. Symbol für eine Raserei, die 65.000 Österreicher zu Tode gebracht hat.

Nur zwei Monate später am 20. Mai 1938 wurde der zynische Rahmen für den Mord

geschaffen – die Nürnberger Rassegesetze traten in Kraft. 65 Jahre danach, am 20. Mai 2002 soll ein anderes Bild des Heldenplatzes entstehen und beitragen, das alte zu überblenden. Zwei österreichische Journalisten wollen mit Hilfe von 65.000 österreichischen Schülerinnen und Schülern 65.000 Briefe an die Toten senden. „A letter to the stars“ – ein Brief zu den Sternen heißt das ehrgeizige Projekt von Andreas Kuba und Josef Neumayr mit ihrem eigens gegründeten Verein „Zur Aufarbeitung von Zeitgeschichte“.

Am Beginn wird die Recherche-Arbeit von österreichischen Schülern im Alter von 13 bis 19 Jahren stehen. Auf einer soeben in Aufbau befindlichen Internet-Plattform finden sie eine

Liste aller Opfer der Shoah. (Ab 15. November 2002 sollte www.a-letter-to-the-stars.at erste Informationen enthalten). Die Schüler wählen dort ein Shoah-Opfer aus, das in ihrer Region, ihrem Bezirk, ihrer Stadt oder ihrem Dorf gelebt hat. Mit Hilfe ihrer Lehrer und der speziell geschulten Historiker aus dem Zeitgeschichte-Verein erforschen die jungen Leute im Rahmen einer „Projektwoche“ die einzelnen Schicksale. Durch „Ausgraben“ alter Dokumente, über Fotos und Briefe entsteht ein persönliches Bild, das jedem Opfer seine individuelle Lebensgeschichte wiedergibt. Diese intensive Auseinandersetzung mit dem Thema Holocaust hilft ein Archiv zu schaffen, in dem 65.000 Lebensgeschichten dokumentiert sind. Und wird so auch zum größten historischen Forschungsprojekt, das je von österreichischen Schülern erarbeitet wurde.

Am Ende der Projektwoche verfasst jeder Schüler eine Botschaft an den Menschen, den er jetzt so intensiv und individuell kennen gelernt hat. Eine Zeichnung, ein Brief, eine Fotomontage entsteht - „a letter to the stars“. In der Erinnerung eines Überlebenden an das KZ heißt es: „Ich habe so viele von ihnen gesehen. Die Juden etwa, auf ihrem letzten Weg mit den gelben Sternen, die sie tragen mussten. Und dann, tot, in der Nacht, als gelbe Sterne am Himmel“.

Am 20. Mai 2003 treffen sich die Schüler am Heldenplatz. Jeder von ihnen hat einen weißen Luftballon an der Hand. Daran hängt ihr persönlicher Abschiedsgruß an jenen Menschen, für dessen individuelle Würde sie gearbeitet haben. Die Luftballone steigen gleichzeitig auf, hin zu den gelben Sternen am Himmel. Wer die Geschichte erfasst hat, kann loslassen. Das neue Bild des Heldenplatzes ist eines der ernsthaften Aufarbeitung und eines der Zukunft.

Rund um den symbolischen Gruß an die Opfer soll eine Veranstaltung stattfinden. Den ganzen Nachmittag und Abend des 13. März hindurch werden die Namen

„Die Luftballone steigen gleichzeitig auf, hin zu den gelben Sternen am Himmel. Wer die Geschichte erfasst hat, kann loslassen.“

aller österreichischen Opfer auf das Halbrund der Hofburg projiziert. Szenen aus Interviews mit österreichischen Holocaust-Opfern werden eingespielt. Die von Steven Spielberg eingerichtete „Survivors of the Shoah Visual History Foundation“ verfügt über 1.700 derartiger Berichte. Und die alten Bilder werden zu sehen sein: Die jubelnde Menschenmenge am Heldenplatz des Jahres 1938.

Einige wenige Redner werden von mehreren Bühnen kurz zum Thema sprechen. Steven Spielberg ist eingeladen, Simon Wiesenthal

soll eine Botschaft senden und die Schriftstellerin Elfriede Gerstl, die als Kind in einem Versteck in Wien die Naziherrschaft überlebt hat, wird auftreten. Als einziger Politiker wird Bundespräsident Thomas Klestil eine Rede halten.

Noch aber ist die Durchführung des Projekts nicht gesichert. Zwar gibt es eine Zusage des Unterrichtsministeriums, das die notwendigen Rahmenbedingungen schaffen wird, um die Projekt-Arbeit der Schüler und Lehrer zu ermöglichen. Aber die Finanzierung des Unternehmens muss erst gesichert werden. Der prominente Journalist Alfred Worm wird die beiden Betreibern Kuba und Neumayr jetzt durch die Einrichtung eines „board of excellence“ unterstützen. Prominente Bürger sollen für diesen Beirat gewonnen werden und auch helfen, Sponsorengelder aufzutreiben. Wenn alles gut läuft, werden am 20. Mai des nächsten Jahres 65.000 Luftballone aus dem „Platz der Helden“ einen „Platz der Hoffnung“ machen. Möge die Übung gelingen. ■



österreichische
LOTTERIEN

„Ich liebe Dich nicht“

| Anita Ammersfelds Hommage an Kurt Weill. |

Von Danielle Spera

Vor zwei Jahren wäre Kurt Weill hundert Jahre alt geworden. Dieses Jubiläum war und ist bis heute willkommener Anlass, sich auf die Lebensspuren des 1950 früh verstorbenen großen Komponisten zu begeben. Kaum einer hat den Rhythmus der zwanziger Jahre, vielleicht des gesamten 20. Jahrhunderts so genau eingefangen, wie der 1900 in Dessau geborene Kurt Weill. Der Sohn eines Kantors wird zu dem Opernerneuerer der Weimarer Republik. Er begründet gemeinsam mit Bertolt Brecht einen revolutionären Songstil, wie man ihn etwa in der „Dreigroschenoper“ oder im „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny“ findet. Nach seiner Emigration nach Amerika, wird er einer der erfolgreichsten Komponisten von Musicals, er arbeitet u. a. mit Max Reinhardt, Franz Werfel, Ira Gershwin und Alan Jay Lerner. Seine Frau Lotte Lenya war seine Muse und gleichzeitig eine der wichtigsten Interpretinnen seiner Musik. Kurt Weill starb am 3. April 1950 in New York.

Anita Ammersfeld hat sich das Ziel gesetzt, die Lebensodyssee dieses faszinierenden Komponisten nachzuvollziehen und sie zu präsentieren. Eine wichtige Rolle spielen dabei auch seine jüdischen Wurzeln, sie können als Schlüssel für das Verständnis Weills und seiner musikalischen Entwicklung gesehen werden. In seinem Elternhaus jüdisch erzogen, tritt die Religion nach seinem Umzug nach Berlin zunächst in den Hintergrund, um nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten und den ersten antisemitischen Erfahrungen immer stärker zu werden. Während der Emigration in New York findet sie wieder deutlichen Ausdruck in seiner Musik.

Aus dieser intensiven Beschäftigung mit Leben und Werk Kurt Weills ist eine Hommage an Weill entstanden – eine spannende musikalische Reise durch jene Lebensstationen, die seine persönliche und künstlerische Entwicklung geprägt haben. Ammersfelds Programm mit dem Titel „Ich liebe dich nicht“ bietet nicht nur herausragende Interpretationen von Weill-Songs, sondern geht mit Hilfe von



Projektionen und Videoeinspielungen auch der Frage nach, wie ein Komponist in drei Ländern erfolgreich komponierte und welchen persönlichen Preis er dafür zahlte.

Anita Ammersfeld zeigt einmal mehr, dass ihre Heimat in der genreübergreifenden Musikwelt liegt. In ihrer musikalische Hommage an Kurt Weill spannt sie den Bogen quer durch das vielschichtige und so unterschiedliche Repertoire dieses bedeutenden Komponisten und schlüpft dabei in verschiedene Rollen. Die künstlerische Leitung des Programms hat Elfriede Ott inne. Walter Breitner und Lieselotte Theiner haben die musikalische Leitung übernommen. Das Buch zu diesem Abend hat Georg Markus geschrieben. Zur Produktion entsteht auch eine CD.

Anita Ammersfelds musikalisches Soloprogramm „ICH LIEBE DICH NICHT“. Eine Hommage an Kurt Weill - Sein Leben. Seine Liebe. Seine Musik.

Premiere ist am 4. Dezember, 20.00 Uhr im Haus der Musik.

Die weiteren Vorstellungen: 5., 6., 7., 10., 11., 13. und 14. Dezember. Kartenreservierung ab Mitte November unter: Tel. 01/400 600.

ZÜNDE
EINE
KERZE
FÜR
ISRAEL
AN !



STEHEN SIE AN DER ZÜNDE DIESER CHANUKKAH ZU ISRAEL IN DER STUNDE GROSSER NOT !



INVESTIERE IN ISRAEL BONDS !

Wir sind für Sie jederzeit erreichbar:

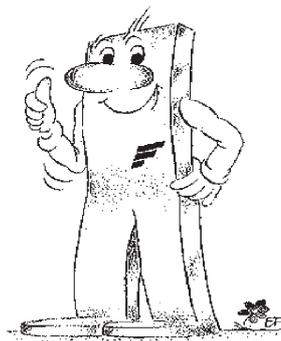
Tel.: 01/ 5137755

Fax: 01/ 5137756

www.israelbonds.at

E-mail: bonds.wien@aon.at

FRANKSTAHL
that's quality



FRANKSTAHL
Rohr- und Stahlhandelsgesellschaft m. b. H.
Lager und Verkauf
A-2353 Guntramsdorf
Frankstahlstr. 2
Tel.: 01 / 531 77 - 0
Fax: 01 / 531 77 - 501
Email: office@frankstahl.com
www.frankstahl.com

Alltagsgeschichten

Von Erwin Javor

MEINUNG

Vor genau zwanzig Jahren starb ein Mitglied unserer Gemeinde und wurde auf unserem Friedhof auf Tor IV begraben. Sein Sohn hat noch im selben Jahr das Nachbargrab reserviert und die von der IKG vorgeschriebene Anzahlung geleistet. Das Grab war für seine Mutter bestimmt, doch hat er ihr, aus Rücksicht auf ihre Gefühle, nichts davon gesagt. Zur Sicherheit und um dieses Geheimnis zu bewahren, hat er mit dem Amtsdirektor der Kultusgemeinde vereinbart, in Zukunft alle noch offenen Fragen in dieser Angelegenheit sowie weitere zu leistende Zahlungen ausschließlich mit ihm persönlich abzuwickeln. Dies wurde ihm zugesagt und auch im Akt von der IKG vermerkt.

Aber es kam anders: Im Oktober 2002 erhielt nämlich die mittlerweile 90jährige Mutter einen an sie gerichteten Brief in dem sie in barschem Ton aufgefordert wird, bis längstens 15.1.2003 die restlichen 15 % (sic!) der Gesamtsumme für das Grab zu bezahlen. Zudem musste die alte Frau auch noch den kryptischen Satzsatz dieses Schreibens verkraften:

„Sollten Sie Ihrer Zahlungsverpflichtung nicht nachkommen, sind wir leider gezwungen, den Rücktritt von der mit Ihnen getroffenen Vereinbarung zu erklären und den im Sterbefall dann jeweils gültigen Tarif zu verrechnen. Die von Ihnen geleistete Anzahlung wird in diesem Fall an Sie rückerstattet werden“ (siehe Faximile).

Das Schreiben ging an über hundert betagte Mitglieder unserer Gemeinde.



Ich meine, diese unfassbare Fehlleistung ist ein typisches Produkt einer Mischung von Gefühlsarmut und Gedankenlosigkeit, gepaart mit Dilettantismus und Mangel an Kontrolle. Da hilft auch kein Entschuldigungsschreiben des Präsidiums so knapp vor der Wahl.

Unsere Gemeindeführung beschäftigt sich zwar ständig mit dem Bau irgendwelcher Gebäude, Denkmäler oder anderen Projekten, vergisst jedoch, wie man es leider an diesem Beispiel sieht, allzu oft auf Inhalte und Menschlichkeit

Im Übrigen bin ich der Meinung, dass die derzeitigen Kosten unserer Infrastruktur nicht mehr seriös zu finanzieren sind. Und wir alle sollten vermeiden, vom Wohlwollen der heutigen oder auch jeder zukünftigen österreichischen Regierung abhängig zu sein.

Wie Ihnen vielleicht erinnerlich ist, haben Sie für sich am 02.07.1982 im Friedhofamt die Belegung im Grab Nr. 581/2-3-7/14 reservieren lassen. Die tarifmäßigen Beerdigungskosten haben zu jenem Zeitpunkt ATS 76.300,- betragen. Sie haben bis dato allerdings lediglich eine Anzahlung in Höhe von ATS 64.500,- geleistet.

Um den vereinbarten Tarif zufrucht erhalten zu können, dürfen wir Sie ersuchen, den restlichen Betrag in Höhe von **EUR 850,-** bis längstens **15.1.2003** zu bezahlen. Ich schicke zu diesem Zweck einen Zahlschein bei.

Sollten Sie Ihrer Zahlungsverpflichtung nicht nachkommen, sind wir leider gezwungen, den Rücktritt von der mit Ihnen getroffenen Vereinbarung zu erklären und den im Sterbefall dann jeweils gültigen Tarif zu verrechnen. Die von Ihnen geleistete Anzahlung wird in diesem Fall an Sie rückerstattet werden.

Zwei Wahlkämpfe - Zwei Wahlkrämpfe

MEINUNG

Gäbe es bei der bevorstehenden Nationalratswahl eine liberale, weltoffene, westlich orientierte, den Mief des Provinzialismus mutig bekämpfende Partei, dürfte man keine Sekunde zögern, diese nicht nur zu wählen, sondern mit Tat und Kraft zu unterstützen.

Dem ist leider nicht so. Es gilt also, sich damit abzufinden, dass die vorherrschende Beschaulichkeit, Langsamkeit, Lahmheit, die wir mitunter positiv als Teil der guten Lebensqualität wahrnehmen, auch ihre Schattenseiten hat. In der Politik gibt es keine Spur von visionär inspirierten Gedanken und Ideen. Keiner hat offenbar das Zeug oder den Mut zu einem größeren Wurf, egal ob in der Außen-, Wirtschafts-, Sozial- oder Kulturpolitik.

Zur Verteidigung Österreichs muss gesagt werden, dass die Situation in Deutschland derzeit nicht viel besser ist und im Vergleich ist Österreich viel unbedeutender. In Wirklichkeit können wir mit diesem Zustand der partiellen Lähmung bestens leben, nicht zuletzt angesichts der Tatsache, dass innerhalb der nächsten fünf Jahre Österreichs einzige Außengrenze jene zur Schweiz sein wird und uns innerhalb der nächsten zehn Jahre eine österreichische Regierung höchstens mit einer Änderung der Einbahnregelung in der Seitenstettengasse wirklich wird ärgern können.

Im Wahlkampf 2002 sind die Unterschiede in den politischen Inhalten aller wählbaren Parteien (also ohne FPÖ) vernachlässigbar. Ambulanzgebühren, Abfangjäger – ein dritter „wichtiger“ politischer Streitpunkt fällt einem auf die Schnelle gar nicht ein – verhehlen einem nicht leicht zu einer Entscheidung. Weit mehr Bedeutung hat jedoch das Kriterium politische Integrität. Politische



Integrität aber ist die Schwachstelle der ÖVP und geht dem Spitzenkandidaten Schüssel völlig ab.

Im Vergleich zu Schüssel sind Gusenbauer und Van der Bellen geradezu Lichtgestalten. Unzweifelhaft sind beide Vertreter des „anderen“ Österreich. Unbestreitbar ist beider demokratische Gesinnung, beider Bereitschaft, sofort gegen jede Form von Antisemitismus, Rassismus etc. aufzutreten. Darüber hinaus haben sie und ihre Parteien sogar schon erste, positive Erfahrungen damit gemacht, in einem Wahlkampf offen gegen Antisemitismus aufzutreten – ein Novum in der österreichischen Geschichte. Demgegenüber hat es der ÖVP keinerlei Probleme mit ihrem Koalitionspartner bereitet, als die FPÖ im Wiener Wahlkampf noch einmal versucht hatte, mit Rassismus auf Stimmenfang zu gehen. Auch das letzte unsägliche AntisemitelIn der ÖVP in einem Wahlkampf ist noch gar nicht so lange her.

Gusenbauer, einige altvordere Sozialdemokraten und die Quereinsteiger Petritsch, Brokukal und Knoll einerseits und auf der anderen Seite Van der Bellen, Terezija Stoisits, Christoph Chorherr und die gesamte Führungsmannschaft der Grünen verdienen unsere Stimme. Unentschieden bleibt nur, welcher



C. Clnias Maecenas (Mäzenatentum, die)
70 bis 8 v. Chr. in Rom, erster großer Förderer
von Talenten im kulturellen Bereich.

Hätte er sein Vermögen bei einer guten Bank
veranlagt, wäre er zu noch großzügigeren
Gähen imstande gewesen.

CREDITANSTALT

Bank Austria

matrosan

bauträger ges.m.b.H.

1030 wien, klimschgasse 1/5

tel. 512 11 07 fax 512 11 07 14

email: office@matrosan.at

http://www.matrosan.at

bauen wohnen licht kunst

Nur wer intelligent und nachhaltig kommuniziert, wird seine Inhalte durchsetzen.

service matters

Full Service PR-Agentur
Strategische Kommunikationsberatung
Medien- und Präsentationstraining

membership matters

ECCO International Public Relations Limited, London
PRVA – Public Relations Verband Austria
PR-Group Austria

communication matters

Kollmann, Raunig & Menasse
Public Relations GmbH
A-1040 Wien, Kolschitzkygasse 15/14
T +43/1/503 23 03, F 503 24 13
office@comma.at
www.communicationmatters.at

communication
matters



„Ich geh' hin.“



eckerpartner

Nationalratswahl 24. November 2002

► ... weil mir meine Zukunft wichtig ist. Bei der Nationalratswahl am 24. November wird auch über Ihre Zukunft und die unserer Stadt entschieden. Alle Infos rund um die Nationalratswahl finden Sie unter www.wien.at und in wien.at, dem Infoblatt unserer Stadt, in Kürze in Ihrem Briefkasten.

Stadt Wien
Wien ist anders.

MEINUNG



P.B.B. ► VERLAGSPOSTAMT 1010 WIEN ► ZULASSUNGSNR.: 02Z033113M

I M P R E S S U M

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ:

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft j disches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Postfach 1479. Obmann: Johann Adler, Schriftf hrer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor

Grunds tzliche Richtung: **NU** ist ein Informationsmagazin f r die Mitglieder der IKG und f r ihnen nahestehende, an j dischen Fragen interessierte Menschen. **NU** will den demokratischen Diskurs f rdern.

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER:

Arbeitsgemeinschaft j disches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479
Internet: www.nunu.at, e-mail: office@nunu.at, fax: +431
715054543, CA-BV (BLZ 11000) Kto Nr 0857-39233/00

MITARBEITER DIESER AUSGABE:

Martin Engelberg, Werner Hanak, Erwin Javor, Helene Maimann,
Eva Menasse, Peter Menasse (Chefredaktion), Rainer Nowak, Peter
Rigaud (Bildredaktion), Saskia Schwaiger (Schlussredaktion),
Danielle Spera, Petra Stuiber, Barbara T th, Alexia Wernegger

ANZEIGEN:

Anton Schimany (0664/300 77 06)

SATZ & LAYOUT:

ECHOkom
1070 Wien, Schottenfeldgasse 24
Telefon: +43 1 526 26 76-0